

Besprechungen

WALTER LANDI, *Otto Rubens fundator. Eine historisch-diplomatische Untersuchung zu den karolingischen und ottonischen Privilegien für das Kloster Innichen (769–992)* (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs. Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano 39), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0879-5, 226 S., XVI Farbtafeln und 4 Karten.

Die vorliegende Publikation befasst sich in sehr intensiver Form primär mit dem bemerkenswert reichhaltigen Urkundenbestand des Klosters Innichen von seiner Gründung im Jahre 769 bis um die Jahrtausendwende. Da es sich aber bei einem Teil der Dokumente, die angeblich aus dieser frühen Zeit stammen, um spätere Fälschungen handelt, erwiesen sich Ausgriffe auf spätere Jahrhunderte als unumgänglich.

Insgesamt kann Landi ein halbes Dutzend von karolingischen und ottonischen Herrschern ausgestellte Diplome für Innichen einer genauen Interpretation unterziehen. Drei davon sind als unzweifelhaft echte Originale überliefert, bei zweien handelt es sich um angebliche Originale, die erst im 12. Jahrhundert zur Absicherung von Rechtsansprüchen fabriziert worden sind. Ein weiteres Stück, eine Verfügung Ludwigs des Frommen für Freising aus dem Jahr 816, die aber Innichen zentral betrifft, ist im Innicher Archiv als Abschrift aus der Zeit um 1170 überliefert. Dieses Dokument ist als beglaubigte Einzelkopie anzusprechen, wie dies in der parallel zur Publikation von Landi im Jahr 2016 erschienenen Edition der Urkunden Ludwigs des Frommen in der Diplomata-Reihe der Monumenta Germaniae Historica (ed. Kölzer Nr. 87) geschehen ist. Der von Landi (S. 31) verwendete Bezeichnung „Nachzeichnung“ für die spätere Überlieferung widerspricht der paläographische Befund, der keine Buchstabenformen der Karolingerzeit erkennen lässt (Landi Tafel I). Das Diplom wird aber auch in der neuen Ausgabe als echt eingestuft.

Bei der umfangreichen Analyse der zum Teil in der bisherigen Literatur bereits bekannten Fakten, die von Landi durch scharfsinnige neue Beobachtungen präzisiert und fallweise auch korrigiert werden konnten, ergab sich eine Reihe von wichtigen weiteren Erkenntnissen, wie etwa über die Neugründung von Innichen kurz vor 972/74, vermutlich nicht mehr als Benediktinerniederlassung, sondern als Säkularkanonikerstift. Daher rührt auch die Auffassung eines Kaisers Otto als *fundator* von Innichen. Neue Interpretationen werden zudem hinsichtlich der Lokalisierung der zahlreichen, in mehreren Diplomen an Innichen übereigneten Almen geboten, und als verdienstvoll erweisen sich auch die Ausführungen über die Rechte von Innichen und Freising im Cadore bis hinunter in das angrenzende Gebiet von Treviso. Diese Stützpunkte entlang der von Venedig direkt nach Norden führenden Strada d'Alemagna hätten gerade seit dem 13. Jahrhundert mit der nun einsetzenden Bedeutung dieses zentralen Verkehrsweges vom Süden in die Mitte Europas an Wichtigkeit

gewinnen können. Allerdings begannen gerade damals die alten Rechte der beiden kirchlichen Institutionen in diesem Bereich zu erodieren. Vor allem bei diesem Teil seiner Untersuchung schlägt die durch ein imposantes Quellen- und Literaturverzeichnis dokumentierte Vertrautheit Landis mit der lokalen und überregionalen italienisch- und deutschsprachigen Forschung positiv zu Buche. Die beigegebenen Karten (z. B. „Das Hochstift Freising im Gebirge zwischen 8. und 10. Jahrhundert“, „Die Hofmark Innichen zwischen 8. und 13. Jahrhundert“) vermögen generell die einschlägigen Ausführungen trefflich zu illustrieren.

Einen guten Teil der Publikation nimmt die kritische Edition von 42 Urkunden aus der Zeit von 769 bis 1399 ein. Viele von ihnen waren bisher nur in alten und sehr lokalen Drucken bekannt. Nun liegen sie zusammengefasst in einem verlässlichen Wortlaut vor. Etwas ungewohnt wirkt nur die Angabe „Original“ bei der Herkunftsangabe eines guten Teiles der Stücke. Diese Texte stammen eindeutig nicht aus den verlorenen Originalen, sondern aus späteren Abschriften. „Vorlage“ wäre in diesem Zusammenhang wohl die bessere Bezeichnung. Bei den beigegebenen, graphisch ausgezeichneten Fotografien sind die Unterschriften bei Tafel XI und XIII vertauscht. Bei Letzterer handelt es sich um die Originalurkunde Kaiser Friedrichs I., während Tafel XI eine wohl gleichzeitige Kopie zeigt, die der Schrift nach sicher nicht aus dem 14. Jahrhundert stammt, wie im Text zu Tafel XIII vermutet wird, und auch nicht aus der Zeit um 1260 (S. 163 Vorbemerkung zu Nr. 35).

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

HELMUT RIZZOLLI / FEDERICO PIGOZZO, **Der Veroneser Währungsraum. Verona und Tirol** (Runkelsteiner Schriften zur Kulturgeschichte 8), Athesia, Bozen 2015. ISBN 978-88-6839-139-3, 729 S. mit zahlr. Farbabb.

Es ist in mehrfachem Sinne ein gewichtiges Werk, das Helmut Rizzolli und Federico Pigozzo hier vorlegen. Rund 729 reich bebilderte Seiten umfasst dieser zweite Begleitband zur Ausstellung *Verona – Tirol*, die vom 1. April bis 1. November 2015 auf Schloss Runkelstein stattfand und den langen historischen Beziehungen zwischen Nord und Süd entlang der Brennerstecke gewidmet war. Im besten Sinne nahmen die beiden Autoren das Anliegen der Ausstellung ernst, indem sie die enge Vernetztheit dieses Gebietes in Form des Veroneser Währungsraums nachzeichneten, der Verona und Tirol als münzgeschichtlichen Raum in der Zeit vom 10. Jahrhundert bis 1516 umschloss. Schließlich zeigt sich die enge Verwobenheit aber auch in Gestalt dieses gemeinsamen Projekts selbst, in der Zusammenarbeit des ausgewiesenen Tiroler Numismatikers und des Experten für die Münzgeschichte des Venetos: Wohl nur in dieser Form war es möglich, ein derart umfassendes Werk zu erarbeiten, das die Währungsgeschichte dieses Gebietes mit weiten Ausblicken in den italienischen und deutschen Raum nachzeichnet und damit spätere politische Grenzziehungen bewusst überschreitet, so wie dies auch der Währungsraum getan hatte. Wenngleich sich die politischen Ereignisse und Machtwechsel stets in entsprechenden münz- und währungspolitischen Maßnahmen niederschlugen, so war es dennoch letztlich der Bedarf von unten, insbesondere die Notwendigkeit des regionalen und überregionalen Handels, der diesen „auf Vertrauen beruhenden länderübergreifenden Währungsraum“ schuf und über den Lauf der Jahrhunderte mitgestaltete.

Diese wechselvolle politische Geschichte zeichnen die Autoren spannend und äußerst quellendicht auf rund 357 Seiten nach. Am Beginn steht eine kurze Einführung in das Konzept des Berner Währungsraums: Seit dem 10. Jahrhundert wurden Veroneser Denare, die sogenannten Berner (nach der alten deutschen Bezeichnung Bern für Verona), geprägt, die zur Leitwährung für Trient und Meran werden sollten und damit die Klammer des gemeinsamen Währungsraumes bildeten. Ein erstes Kapitel befasst sich mit der Entstehung der Münzstätte Verona im *Regnum Italicum*. Kapitel zwei verfolgt die kaiserliche Münzstätte Verona von 961/62 bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Im dritten Kapitel wird der Erweiterung des Veroneser Währungsraums nachgegangen. Nach der Darstellung der kommunalen Prägungen Veronas bis zum Ende des 13. Jahrhunderts mit der Einführung der Pfennigvielfachen Grossi (Groschen = 20 Denare) als wesentlicher Neuerung um die Mitte der zwanziger Jahre des 13. Jahrhunderts werden die ersten bischöflichen Prägungen im Alttiroler Raum dargestellt. Mit den Prägungen nach Veroneser Münzfuß durch die weltlichen Münzherren des Tiroler Raums wird sodann wohl das Kernkapitel dieser gemeinsamen Währungs- und Münzgeschichte aufgeschlagen. Hier sind es insbesondere der Meraner Adlergroschen und der neue Meinhardzwanziger, der so genannte Kreuzer, die große Breitenwirkung entfalteten und zu Wahrzeichen der Meraner Münze werden sollten. Die aggressive Münzpolitik Meinhards II. trug letztlich bereits zum Niedergang der Münzstätte von Verona bei. Im 14. Jahrhundert kam es entsprechend zur Vorherrschaft der Tiroler Münzprägung, wie im vierten Kapitel dargelegt wird. Hier brachten die Skaliger zunächst neue Prägungen wie den Quattrino (4 Denare, S. 191) hervor. Heinrich von Tirol führte mit dem Vierbernerstück ebenso eine neue Münzsorte ein, die der geringen Kaufkraft des Berners Rechnung trug. Um 1328 prägten die beiden Tiroler Münzgattungen Adlergroschen und Meinhardzwanziger den östlichen oberitalienischen Raum wie nie zuvor und danach (S. 217). Kapitel fünf skizziert den Veroneser Währungsraum in der Zeit der Visconti als Stadtherren von Verona, die die lombardische Währung einführten, und der frühen Habsburgerherrschaft in Tirol, wo die Prägung des Vierers anstieg, während der Kreuzer zurückging. Nach 1406 wird Tirol zum letzten Rückzugsgebiet der Prägungen nach Veroneser Fuß. Kapitel sechs stellt die weitere Entwicklung des 15. Jahrhunderts dar. Trotz des Bergsegens kam es unter Herzog Friedrich IV. zu einem bewusst betriebenen Münzverfall, der vor allem dem Herzog, nicht jedoch der Bevölkerung zugutekam. Die Kritik an dieser schlechten Form der Geldwirtschaft äußert sich beispielsweise in der deutschen Nachdichtung *Pluemen der Tugent* durch Hans Vintler, in der er die götzenhafte Verehrung des Herrn Pfennig anprangert. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Vintler zu den wichtigsten Finanzbeamten der Zeit in Tirol zählten. Den Reformen Sigmunds des Münzreichen erkennen die Autoren schließlich eine bereits moderne Weitsicht zu, wobei sich Sigmund von ausgewiesenen Experten beraten ließ. Er war es auch bereits, der die Münze neben anderen Medien als Propagandamittel für die Verbreitung seines Bildnisses in Portraitdarstellung nutzte. Kapitel sieben beschließt die gemeinsame Geschichte dieses Währungsraums mit der letzten Zeit unter Maximilian. Hier ist die Prägung von Goldmünzen und Schaumünzen in Form der Guldiner hervorzuheben. Mit dem Übergang Veronas an Venedig 1516 endet schließlich die Münztätigkeit dort, die 500 Jahre Währungsgeschichte entscheidend geprägt hatte. Als Zählsystem blieb das Veroneser Währungssystem jedoch bis 1857 in Geltung.

Die Darstellung dieser 500 Jahre Währungsgeschichte besticht durch die konsequente Einbettung der Münzprägungen in die historischen Geschehnisse. Hierzu werden zum einen die jeweiligen Münzen selbst herangezogen, zum anderen schöpfen die Autoren reich aus den schriftlichen Quellen und bieten eine Auswertung des Umlaufs und der Bedeutung der Münzen durch den Einbezug aller wichtigen Münzfunde sowie Hinweise auf kursierende Fälschungen. Im Detail wird jeweils die Gestaltung des Münzbilds mit Blick auf stilistische Entwicklungen dargestellt. Zentral ist ferner die Bestimmung des jeweiligen Silbergehalts der Münzen, dessen politische Kontextualisierung wie die Untersuchung seiner Auswirkungen. Eng verknüpft ist damit auch die Frage, wie der jeweilige Silberbedarf gedeckt wurde, wobei sich etwa die Einführung der sogenannten „Silberstangen“ (S. 108, 136–138) für die Meraner Münze unter Meinhard II., also der Zwang zur Silberabgabe, gekoppelt mit dem Ausfuhrverbot für Silber als geeignetes politisches Mittel zur Förderung der Münze Meran erwiesen. Eine zentrale Relation, die die Autoren herausstreichen, ist jene zwischen Großmünzen, die für den Fernhandel geeignet waren, und den Scheidemünzen, die als Kleingeld lokal benötigt wurden. Weiteres Augenmerk gilt den Münzmeistern wie generell dem Personal und der Geschichte der Münzstätten. Eine willkommene Hilfe für die rasche Orientierung im Buch stellen die ausführlichen Bildlegenden dar, die per se als kurze Zusammenfassungen des Inhalts der jeweiligen Kapitel gelesen werden können. Zahlreiche Tabellen und Umrechnungsbeispiele bieten entsprechende Praxishilfen.

Auf diese allgemeine historische Darstellung der Münzgeschichte folgt ein mit rund 372 Seiten nochmals gleich umfangreicher Anhang, der das Corpus der Prägungen von Verona (Corpus Nummorum Veronensium CNV) bietet sowie das Corpus der Prägungen von Trient und Meran samt der Nachprägungen (Beischläge) der Meraner Münzen (Corpus Nummorum Tirolensium Mediaevalium CNTM). Der Band wird abgerundet durch das Literaturverzeichnis, ein Verzeichnis der Abkürzungen und Siglen sowie der Fundorte und die Autorenbiografien. Wenn man an diesem überaus dichten Band noch etwas vermisst, so ist es ein Register zumindest der Orte und Personen, insbesondere aufgrund der zahlreichen Nennungen von Persönlichkeiten rund um die Münzgeschichte, die vielfach aus der archivalischen Überlieferung erschlossen wurden. Der Band selbst wird allerdings durch die erwähnten ausführlichen Bildlegenden sowie ein detailreiches Inhaltsverzeichnis insgesamt gut auch für die gezieltere Lektüre erschlossen.

Helmut Rizzoli und Federico Pigozzo haben hier zweifelsohne ein Standardwerk vorgelegt, das mit Sicherheit breites Interesse erfahren wird. Nicht nur Numismatiker und Münzsammler dürfen sich über das gelungene Resultat dieser Zusammenarbeit freuen, das Münz- und Währungsgeschichte im Kontext der allgemeinen Geschichte dieses Raums auf anschauliche und sehr ansprechende Weise präsentiert und sowohl die Bedürfnisse einer Überblicksdarstellung wie eines Nachschlagewerks für spezialisierte Detailfragen erfüllt.

CHRISTINA ANTENHOFER, Innsbruck

HELMUT STAMPFER / OSKAR EMMENEGGER, **Die Ywein-Fresken von Schloss Rodenegg** (Veröffentlichungen des Südtiroler Kulturinstitutes Bd. 9), Athesia, Bozen 2016, 88 S. mit zahlr. Abb. und Umzeichnungen.

Die spätromanischen Fresken auf Schloss Rodeneck sind seit ihrer Entdeckung 1972/73 als Faszinosum zu umschreiben, das von vornherein die interdisziplinäre Forschung auf den Plan rief. Vor allem kamen erhellende Ansätze aus der Literaturwissenschaft. Mit dem nun vorliegenden Band, der in die Veröffentlichungsreihe des Südtiroler Kulturinstitutes eingebunden ist, erhält der Freskenbestand eine Fachnachrüstung, die sich vor allem mit der Materialität der Ausmalung beschäftigt. Der langjährige Landesdenkmalpfleger Helmut Stampfer (amt. 1983–2007) gibt zunächst einen konzentrierten Überblick über die Forschungslage und die Schwerpunktthesen der szenenbezogenen Annäherungen und Deutungen. Neu ist dabei eine Serie von Nachzeichnungen, die auch Stellen, die bei freier Sicht eher undeutlich erscheinen, schärfer präzisieren. Auch die Fotos aus den Tagen der Freilegung unter Regionalkonservator Nicolò Rasmo erhöhen den Dokumentationswert der Veröffentlichung. Die komplette Abbildung und Beschreibung der einzelnen Szenenfelder knüpft immer wieder an schon bekannte Lesungen an und sichtet in kritischer Manier den Bestand. Wie schwierig sich der Vergleich mit den in Schmalkalden erhaltenen Iwein-Malereien gestaltet, zeigt allein schon die gänzlich andere Zeitstellung und stilistische Auffassung der Secco-Malereien. Offenbleiben müssen auch Fragen des Stiles, der im engeren geographischen Umfeld keinerlei überzeugende Parallelen findet. Am Ende des Beitrags wurde der in Italienisch gehaltene Bericht der dendrochronologischen Untersuchung eines von der Putzschicht der Fresken überlappten Transversalbalkens abgedruckt, der eine Engführung zwischen 1127 und 1136 zulässt und damit den Bau kurz vor der archivalischen Erstnennung der Burg (1140) datiert.

Oskar Emmenegger fasst den materialen Bestand ins Auge (S. 59–88), beschreibt zunächst den Aufbau der Mauer, untersucht die Pietra-Rasa-Ausfugung der Granitsteine am Eingangsportal und den Bildträgerputz, zu dem er bemerkt, dass seine Feinglättung erst Stunden nach der Einsteifung des Mörtels erfolgte, was zur Folge hat, dass sich auch nur an zwei Stellen Putznähte von Arbeitseinheiten feststellen lassen. Die Intonaco-Schicht riss jedoch bei dick aufgetragenen Stellen schnell und sorgte so für Schwundrisse im Verputz. Weiters untersucht Emmenegger die Verwendung von Konstruktionshilfen, was einen vertiefenden Einblick in die Ausführungstechnik mittelalterlicher Wandmalerei gibt. Eine derart exakte Untersuchung mittelalterlicher Wandmalerei ist bislang an keinem Südtiroler Baudenkmal erfolgt. So lassen sich in den frischen Putz geritzte Markierungen bei Streiflicht beobachten, die kompositorisch den Szenenverlauf von rechts nach links vorbereiteten. Diese wurden noch 1972 als Fehlstellen gedeutet, worauf eine Verputzung und Ausfugung der „Fehlstellen“ erfolgte. Als Arbeitshilfen lassen sich Schnurschläge feststellen. Die Raummaße folgten dem römischen Fuß. Auch lassen sich Ritzvorzeichnungen belegen, so am Pferdekopf links von der Wilden-Mann-Szene. Die figürlichen Szenen wurden hingegen mit Pinsel und Gelbocker vorgezeichnet, Korrekturen mit Rotocker eingefügt. Die Liste der verwendeten Farbpigmente wird mit Sumpfkalk, Bianco San Giovanni, Rot- und Gelbocker, Zinnoberrot, Bleimennige, Pflanzenschwarz, grüner Erde und basischem Kupferchlorid mit Atacamitstruktur analysiert. Bemerkungen zum Malvorgang und zur Malabfolge anhand ausgewählter Beispiele beschließen die Ausführungen, welche

die Veröffentlichung zur denkmalpflegerischen Zimelie werden lassen. An den technologischen Untersuchungen und den Durchzeichnungen der Malerei waren neben Oskar auch Rufino und Rafael Emmenegger beteiligt, weiters Eva-Emmenegger-Giger und Anna Coello-Giger. Ein Wermutstropfen am Rande: Nur angekündigt werden kann eine erstmalige Vorstellung der vor zehn Jahren entdeckten Ausmalung der „alten Kapelle“, die ihrerseits die kunsthistorische Bedeutung von Schloss Rodenegg neu definieren wird, zumal zum profanen Programm des Saales auch eine allein schon ikonographisch herausfordernde Gestaltung der alten Nikolaus- und Martinskapelle kommen wird.

LEO ANDERGASSEN, Schloss Tirol

ALOIS NIEDERSTÄTTER, **Die Vorarlberger Burgen**. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7030-0953-2, 208 S. mit zahlr. Farbabb.

Mit dem vorliegenden Band erfüllt Alois Niederstätter ein schon lange anstehendes Desideratum, hat doch die Vorarlberger Burgenlandschaft in der modernen Burgenforschung bisher wenig Beachtung gefunden. Die analytische Bauforschung hat zwar wesentliche Vorarbeiten geleistet, im Einzelnen sind die – großteils abgekommenen oder ruinösen – Burgen in der Regel gut untersucht. Es fehlte aber ein zusammenfassender Überblick, ein Nachschlagewerk, das für Spezialisten und interessierte Laien gleichermaßen verwendbar ist. Diese Lücke hat der Leiter des Vorarlberger Landesarchivs und habilitierte Mediävist Alois Niederstätter nun geschlossen. Die Zahl der Burgen im heutigen Bundesland Vorarlberg ist freilich vergleichsweise bescheiden. 32 davon werden vorgestellt, wobei mit einer schwer bestimmbar Dunkelziffer an völlig verschwundenen und auch in der schriftlichen Überlieferung nicht dokumentierten Burgen zu rechnen ist bzw. wohl auch historische Fiktionen zu einem verzerrten Bild führten. Niederstätter widmet diesen fraglichen Objekten, dubiosen historischen Tradierungen und offenen Fragen in der Vorarlberger Burgenforschung ein eigenes Kapitel.

Die Einbettung der Burgen in die mittelalterliche Geschichte Vorarlbergs, eine kurze Einführung in die Terminologie, in die Genese der Burgnamen und die Ausstattungsgeschichte von Burgen sowie eine Charakteristik des Burgenbaus in Vorarlberg werden der Beschreibung der Einzelobjekte vorangestellt. Das hat den Vorteil, dass die Geschichte der jeweiligen Burg sehr konzentriert ausfallen kann. Da zur Baugeschichte wegen des schlechten Zustands der Anlagen großteils ebenfalls nur wenig auszusagen ist, beschränken sich die Texte auf das Wesentliche, was die Lesbarkeit erhöht. Die reiche Bebilderung – moderne Ansichten und historische Darstellungen, darunter die auch aus historischer Sicht so wichtigen Zeichnungen der Südtiroler Künstlerin Johanna von Isser-Großrubatscher (1802–1882) – und die übersichtliche Gliederung tragen zusätzlich zur praktischen Verwendbarkeit bei.

Dieser Überblick fasst die bekannten Burgen, Ruinen und Burgstellen Vorarlbergs zusammen, verortet den Forschungsstand und trennt historisch Belegbares von Fiktivem. Dass sich damit die Sichtbarkeit der lokalen Burgenforschung nicht nur in Fachkreisen erhöht, ist eine Absicht dieser verdienstvollen Arbeit, die sich erfüllen wird.

JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS, Innsbruck

Archäologie im Überetsch. Archeologia dell'Oltradige, hg. von GÜNTHER KAUFMANN (Schriften des Südtiroler Archäologiemuseums 5), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0895-5, 776 S. mit zahlr. Farbbabb.

Mit dem Anfang des Jahres 2016 vorgestellten Band fünf der Reihe Schriften des Südtiroler Archäologiemuseums liegt ein geradezu monumentaler Sammelband zu archäologischen Funden und Befunden aus dem Überetsch vor, der die Geschichte der Siedlungskammer Überetsch sowie die archäologischen Funde vorstellen möchte. Der Band besteht aus insgesamt 37 Einzelbeiträgen, wovon die ersten fünf mit einem Gesamtumfang von 183 Seiten auf den oben erwähnten ersten Teil – die allgemeine Übersicht – entfallen, während die folgenden 32 Beiträge mit 574 Seiten sich auf Fundstellen bzw. Einzelfunde beziehen und somit den zweiten Teil bilden. An dem Werk direkt beteiligt waren 14 Autorinnen und Autoren, wobei insgesamt 23 Beiträge (nach Zählung des Verfassers 465 Seiten) und somit fast zwei Drittel des Umfangs auf den Herausgeber selbst entfallen. Vier Beiträge sind in italienischer Sprache verfasst, zumindest ein einführender Beitrag wurde zur Gänze ins Deutsche übersetzt. Die Abstracts sind in der jeweils anderen Sprache abgedruckt, also jene der deutschen Beiträge italienisch und umgekehrt.

Im ersten Beitrag des ersten Teils gibt GÜNTHER KAUFMANN einen kurzen Abriss über die archäologische (vornehmlich urgeschichtliche) Forschungsgeschichte im Überetsch. Dabei würdigt er die Verdienste der frühen Laienforscher, warnt aber gleichzeitig vor dem Schaden, den illegale Raubgrabungen verursachen können. Im zweiten Beitrag geht HANNS OBERRAUCH detailliert auf die steinzeitlichen Funde ein und kompiliert dabei aus der Literatur erhobene und neu zu Tage gekommene Fundstücke, wobei hier offensichtlich aufgrund einer internen Absprache einige kupferzeitliche Objekte noch inkludiert wurden. Im dritten Beitrag führt GÜNTHER KAUFMANN diese Auflistung für die Metallzeiten fort, beginnt dabei aber ebenfalls im Calcolithikum. Der Autor stellt das bislang bekannte archäologische Fundmaterial aus dem Überetsch in einer umfangreichen Übersicht vor, geht dabei jeweils auf Siedlungen, Gräber, Kultstätten und Einzelfunde ein, listet diese zudem tabellarisch und kartografisch auf und versucht, dabei auch soziologische Zusammenhänge wie Bevölkerungswachstum, Zunahme der Siedlungsanzahl, Kulturkontakte, Eingriff des Menschen in die Natur etc. aufzuzeigen. Im vierten Beitrag stellen CATRIN MARZOLI, GINO BOMBONATO und ALESSANDRO DE LEO die archäologisch fassbare Besiedlung von St. Pauls vor. Auffällig ist hier das verstärkte Augenmerk auf den archäologischen Befund gegenüber dem Fundmaterial, das verhältnismäßig vereinzelt in Erscheinung tritt. Im fünften und letzten Beitrag des ersten Teils geht GÜNTHER KAUFMANN auf die römischen Prädialnamen im Überetscher Gebiet ein, also auf jene Orts- und Flurnamen, die konkret mit römischen Gutshöfen in Verbindung gebracht werden können.

Teil zwei folgt ohne explizite Abgrenzung auf Teil eins und stellt eine umfassende Auswahl an Fundstellen und Funden im Raum Überetsch vor. Vorab muss festgehalten werden, dass eine umfassende inhaltliche Zusammenfassung der einzelnen Beiträge an dieser Stelle jeden Rahmen sprengen würde. In Folge dessen seien jeweils nur die wichtigsten Eckdaten vorgestellt, um einen ersten Eindruck über das Werk zu vermitteln. Sofern es sich um fundort- und nicht um rein objektbezogene Beiträge handelt, behandeln die Arbeiten zunächst die Topografie, anschließend Fund- und Forschungsgeschichte nebst verschiedenen Interpretationen, gefolgt von Ansprache

und Vergleichen zu den archäologischen Kleinfunden (geordnet nach Epochen). Es folgen die Anmerkungen, bei den meisten Beiträgen auch ein Katalog und Tafeln.

Im ersten Beitrag des zweiten Teils stellen CATRIN MARZOLI und HUBERT STEINER acht Streufunde ohne näheren Fundzusammenhang vor, die über Laien-Sondengänger an das Südtiroler Amt für Bodendenkmäler gekommen sind, und ordnen diese typologisch ein. Der zweite Beitrag stammt von GÜNTHER KAUFMANN und behandelt einen sehr breit gestreuten Komplex an Streufunden vom Riegelbichl in Maderneid, der vom Mesolithikum bis in die Neuzeit reicht. Im folgenden dritten Beitrag stellt derselbe Autor das ähnlich breit gestreute Fundspektrum vom Burghügel Altenburg in Eppan vor, das sich aus Streufunden und Funden aus planmäßigen Grabungen zusammensetzt. Ein Spezialthema, welches derzeit noch selten Eingang in archäologische Abhandlungen findet, nämlich die petrografische Untersuchung von Keramik, behandelt BENNO BAUMGARTEN im vierten Beitrag auf Basis der Funde von Altenburg. Hierbei werden mithilfe von Dünnschliffen die geologischen Magerungsbestandteile der Keramik unter die Lupe genommen, die wie im vorliegenden Fall zur Herkunftsanalyse und damit zur Unterscheidung von lokal produzierter Ware und Importen dienen können.

Im fünften Beitrag legt erneut GÜNTHER KAUFMANN das Fundmaterial vom Burghügel Wart in Eppan vor, das „nur“ eine Auswahl bronzezeitlicher Keramik sowie einige mittelalterliche und neuzeitliche Stücke umfasst, und im sehr kurzen siebten Beitrag behandelt derselbe Autor die kleine Anzahl der neolithischen, römischen und neuzeitlichen Funde, welche 1977 beim Bau einer Umfahrungsstraße in Maria Rast zutage kamen. Der sechste Beitrag, verfasst von HUBERT STEINER, befasst sich mit der mysteriösen Steinhäufung „Tuifflammer“ in Kaltern und beginnt mit einem sehr umfassenden und überaus spannenden forschungsgeschichtlichen Abriss, welcher unter anderem die Ausgrabungen im Jahr 1929 umfassend vorstellt. Der Autor geht auf das neolithische, bronzezeitliche und eisenzeitliche Fundmaterial ein und analysiert im Detail die unterschiedlichen Interpretationen. Er kommt zum Schluss, dass ungeachtet der zahlreichen Entschlüsselungsversuche eine endgültige Deutung des Platzes derzeit noch nicht möglich ist.

Eine kleine Zahl Altfunde – Skelettfragmente und zwei Silexgeräte – von Grablegungen im Bereich der Flur „Vorhölle“ unterhalb von Sigmundskron analysieren UMBERTO TECCHIATI, FABIO GIOVANNINI und ERIO VALZOLGHER im achten Beitrag. Durch typologische Analysen und C¹⁴-Datierungen konnten diese in die frühe Kupferzeit datiert werden. Anthropologische Untersuchungen der Knochen ermöglichten weiters Rückschlüsse auf Alter, Gesundheitszustand und Ernährungsweise der Toten.

Der neunte und zehnte Beitrag des zweiten Teils, verfasst von GÜNTHER KAUFMANN bzw. ALICE PALADIN und ALBERT ZINK, behandeln ebenfalls Altfunde aus Gräbern, nämlich die kupferzeitlichen, römischen, früh- und spätmittelalterlichen Bestattungen in Langhütten-Gandgürter bei Eppan, mit einem kurzen Exkurs zu den ebenfalls in den 1920ern freigelegten römischen Siedlungsresten und verschiedenen Streufunden im gleichen Areal. Kaufmann stellt dabei in erster Linie die Fundgeschichte, Funde und Befunde vor, während der Beitrag von Paladin und Zink die umfangreichen anthropologischen Befunde erläutert. In diesem Fall ist das Skelettmaterial umfangreicher, sodass nicht nur die Mindestanzahl der Individuen und deren Alter, sondern auch zahlreiche pathologische Veränderungen eruiert werden konnten. In den folgenden vier Arbeiten präsentiert wiederum GÜNTHER KAUFMANN eine Reihe von Fundstücken verschiedener Zeitstellungen und Fundorte. Der elfte Beitrag

behandelt kupferzeitliche Silexgeräte aus Kaltern, die Beiträge zwölf bis vierzehn stellen die jeweils von der Urgeschichte bis in die Neuzeit reichenden Fundkomplexe von Fuchsberg, dem Burghügel Boimont und der Umgebung von Schloss Korb (alle in Eppan) vor. Im fünfzehnten Beitrag behandeln FABIO PIEROBON und GINO BOMBONATO einen wichtigen mittelalterlichen Fundkomplex vom Osthang der Leuchtenburg bei Kaltern. Hierbei ist zu bemerken, dass die Leuchtenburg 1411 zerstört und das Areal danach nur sporadisch begangen wurde, was es erlaubt, einen *terminus ad quem* für diverse ansonsten nicht genauer datierbare mittelalterliche Realien festzumachen.

Die urgeschichtlichen bis neuzeitlichen Funde vom „Wilden-Mann-Bichel“ bei Montiggel beschreibt GÜNTHER KAUFMANN im sechzehnten Beitrag des zweiten Teils. Ausschließlich urgeschichtliche und römische Funde kamen dagegen bei der Jubiläumskellerei in Kaltern zu Tage, welche derselbe Autor im siebzehnten Beitrag vorstellt. Die Beiträge achtzehn und neunzehn – ebenfalls aus der Feder von GÜNTHER KAUFMANN – stellen die Fundstelle Aichhügel in St. Pauls sowie einige Funde und die umfangreicheren urgeschichtlichen und römischen Altfunde aus der Aich in St. Pauls aus den Sammlungen Max und Walter von Mörl vor. Die Erkenntnisse zum Bronzefund-Hort von Pfatten fasst ALBERTO ALBERTI im 20. Beitrag zusammen. Durch typologische Analysen gelangt der Autor zu einem mutmaßlichen Deponierungszeitpunkt um 550 v. Chr., hebt die vermutlich etruskische Herkunft vieler Stücke hervor und interpretiert den Hortfund als „Materialdepot“ eines Wanderhandwerkers.

Die Beiträge 21 bis 24 stammen wiederum von GÜNTHER KAUFMANN. Behandelt werden die größtenteils eisenzeitlichen Keramikfunde von der Flur Magröll bei St. Pauls, ein eisenzeitliches Opfer in Form von Keramik, einer Perle und einem Wetzstein, welches unterhalb des Michel-Hofs unter einem natürlichen Abri zwischen Steinblöcken deponiert wurde, urgeschichtliche und spätmittelalterliche bis frühneuzeitliche Funde von den Hügeln Gruonsberg und Vogeltenne bei Eppan sowie Altfunde aus dem Ortsgebiet von St. Michael/Eppan. Im 25. Beitrag präsentieren CATRIN MARZOLI und HANNS OBERRAUCH kurz die Funde aus dem Haus Meraner in St. Michael/Eppan. An diesen Funden aus dem Keller des Hauses sowie den begleitenden Keramikfunden, die bis in die Neuzeit reichen, können die Autoren eine ausnehmend lange Siedlungskontinuität nachweisen.

GÜNTHER KAUFMANN stellt im 26. Beitrag einen Komplex römerzeitlicher Altfunde vor, die sich heute im Museum Ferdinandeum in Innsbruck befinden. Aufgrund der etwas abweichenden Zeitstellung der einzelnen Funde geht der Autor davon aus, dass es sich nicht um einen geschlossenen Fundkomplex, sondern um Stücke aus mehreren Brandgräbern handelt. Im 27. Beitrag wertet derselbe Autor ebenfalls anhand von Altfunden eine spätrömische Sarkophagbestattung aus Kaltern aus. Er postuliert eine weibliche Einzelbestattung um etwa 400 n. Chr. Ebenfalls um Gräber, diesmal aus Missian, dreht sich der 29. Beitrag, wiederum von GÜNTHER KAUFMANN. Hierbei handelt es sich um mindestens zwei Gräber aus der späten römischen Kaiserzeit sowie um mindestens zwei frühmittelalterliche Bestattungen bei der St.-Zeno-Apollonia-Kirche.

Der 28. Beitrag behandelt dagegen hoch- bis spätmittelalterliche Altfunde vom Bau der Wasserleitung in St. Pauls. Hierbei kamen ein vermutlich spätmittelalterliches Beinhaus und ein Komplex von Eisenobjekten – darunter ein sehr seltener Falchion (ein hoch- bis spätmittelalterliches Hiebschwert mit stark kopflastiger Klinge) – zu Tage. Auf die Bedeutung des – inzwischen leider verschollenen – Falchions ist geson-

dert hinzuweisen: Bodenfunde von Falchions sind extrem selten, auch die erhaltenen Stücke halten sich sehr in Grenzen. Das vorliegende Stück hat zudem eine sehr ungewöhnliche Form mit einem halbkreisförmigen Ausschnitt am Klingenträger kurz unterhalb der breiten Spitze, die ansonsten an ein Fleischerbeil erinnert. Die besten mittelalterlichen Vergleiche sind dem Rezensenten aus der Maciejowski-Bibel (ca. 1250) bekannt, wo sie in den Händen von Kriegsknechten dargestellt sind. Dies sowie die Form der nach vorne gebogenen Parierstange würde nach Ansicht des Rezensenten eine Datierung um die Mitte des 13. Jh. rechtfertigen. Die reelle Existenz dieser gelegentlich recht bizarre geformten Klingenträger wurde von der Forschung mehrfach in Zweifel gezogen.

Die umfassenden Befunde und einige Funde aus der Kirchenwüstung St. Peter in Altenburg stellt GINO BOMBONATO im 30. Beitrag vor, wobei insgesamt zehn Haupt-Bauphasen ausgemacht werden konnten. Sechs frühmittelalterliche Gräber aus der Umgebung des Ansitzes Lindenheim in Pigenò, Eppan, werden von GÜNTHER KAUFMANN im 31. Beitrag präsentiert. Der 32. und letzte Beitrag vom selben Autor behandelt ein einzelnes Randfragment eines spätmittelalterlichen bis frühneuzeitlichen Passauer Topfes vom Ansitz Hohenhaus-Altenburg.

Das Werk erreicht die gesteckten Ziele der Vermittlung der Geschichte der Siedlungskammer Überetsch aus archäologischer Sicht weitestgehend, kleinere Lücken könnten dabei lediglich in der jüngeren Geschichte und einem fehlenden kurzen allgemeinen Abschnitt über die naturräumlichen Besonderheiten und die Nutzung des Raums ausgemacht werden. Der sehr umfassende Band stellt eine hohe Anzahl sehr breit gefächelter Fundstellen und archäologischer Funde vor, die als Materialvorlage für gebietsübergreifende wissenschaftliche Arbeiten ebenso von immensem Wert sind wie für die Lokalgeschichte. Besonders lobenswert ist auch die umfassende Überarbeitung von älteren Forschungsergebnissen, welche in der archäologischen Wissenschaft leider häufig zu kurz kommt, positiv hervorzuheben sind zudem die Beiträge aus Nachbarwissenschaften. Die Lesbarkeit ist dem Genre entsprechend, verliert etwas durch die zum Teil sehr kleine Schrift (max. 10 pt, Anmerkungen und Katalog ca. 8 pt) und die breiten Spalten, hätte aber durch eine stärkere Gliederung des Textes und gegebenenfalls durchgängig zweisprachige Abstracts noch verbessert werden können.

Insgesamt überwiegen bei dem Werk die positiven Seiten bei weitem gegenüber jenen Aspekten, wo noch Verbesserungsmöglichkeiten bestehen. Insbesondere der Dokumentationsstandard könnte vermutlich noch ausgebaut werden. Im vorliegenden Band wurden in erster Linie die Tuschezeichnungen als Medium gewählt. Diese sind nach Ansicht des Rezensenten zwar großteils klar und geben einen ausreichenden Eindruck über die Objekte, transportieren allerdings nicht immer den vollen möglichen Informationsgehalt einer guten, kombinierten Dokumentation aus Zeichnungen und Fotos. Dies betrifft vor allem die Farbe, was etwa bei Keramik in Hinblick auf die Brennführung, Glasur und Ausführung des Dekors, aber auch bei Silexartefakten in Hinblick auf die mutmaßliche Herkunft des Rohmaterials relevant ist. Zudem besteht dabei die Gefahr der Nicht-Wiedergabe von unerkannt gebliebenen Bearbeitungsdetails oder Abnutzungsspuren, die häufig nur einem Spezialisten für die jeweilige Fundgruppe auffallen. Zwar kann man dies teilweise durch eine umfassende Fundbeschreibung kompensieren, doch gelten hier ähnliche Beschränkungen: Fragen, die der Bearbeiter (oder Zeichner) selbst nicht an das Material richtet, müssen größtenteils unbeantwortet bleiben. Als Beispiel ist hier die Abbildung einer Buch-

schließe aus der Leuchtenburg mit der Fundnummer CFP 430 auf S. 525 zu nennen, die nach der Beschreibung des Verfassers (S. 529) den Schriftzug „MARIA“ tragen müsste, auf der Zeichnung liest man allerdings eindeutig „MAMA“. (Als Beispiel für einen umfassenderen Dokumentationsstandard sei auf Ulrike TÖCHTERLE, *Der Kiechlberg bei Thaur als Drehscheibe zwischen den Kulturen nördlich und südlich des Alpenhauptkamms*, verwiesen.)

Davon abgesehen können in dem vorliegenden, thematisch breit gestreuten Band sowohl Fachleute als auch interessierte Laien eine Zusammenfassung der aktuellen Erkenntnisse sowie eine Neubewertung des älteren Forschungsstandes zur Archäologie im Überetsch finden. Das Werk dürfte sowohl für die Aktualisierung der Lokalgeschichte als auch für die Belebung des wissenschaftlichen archäologischen Forschungsdiskurses von großem Wert sein.

ELIAS FLATSCHER, Innsbruck

Nicolaus Cusanus. Ein unverstandenes Genie in Tirol, hg. von der Stiftung Bozner Schlösser (Runkelsteiner Schriften zur Kulturgeschichte 9), Athesia, Bozen 2016. ISBN 978-88-6839-175-1, 281 S. mit zahlr. Abb.

Anlässlich des 550. Todestages des Nikolaus von Kues fand im Philosophengang auf Schloss Maretsch in Bozen von November 2014 bis Februar 2015 die Ausstellung „Die Quadratur des Kreises. Nicolaus Cusanus, ein unverstandenes Genie in Tirol“ statt, deren Begleitband das im Folgenden zu besprechende Buch darstellt. Der Band bietet anhand von insgesamt zehn Beiträgen einen Einblick in das Leben und Schaffen des Cusanus. Die ersten fünf Beiträge von JOSEF GELMI, LEO ANDERGASSEN, HELMUT RIZZOLLI, ARMIN TORGGLER und ANNA BERNARDO widmen sich Cusanus als Fürstbischof von Brixen, die Beiträge von ANDRES C. PIZZININI, ALESSANDRO GROSSATO, GÜNTHER RAUTZ, MATTHIAS ABRAM und CESARE CATÀ hingegen Cusanus' Rolle als Philosoph und Theologe in Tirol. Zwei weitere Beiträge widmen sich dem Ausstellungsort auf Schloss Maretsch. Ergänzt wird der Band von zwei Vorworten (vom Vizepräsidenten der Stiftung Bozner Schlösser, GIANNI LANZINGER, und vom Bischof von Bozen-Brixen, IVO MUSER) sowie einer kurzen Übersicht der enthaltenen Beiträge. Die Kurzbiographien der Verfasser und der Verfasserin beschließen den Band. Für Lanzinger ist Cusanus ein „Vorkämpfer der Neuzeit, der jedoch ... oft von den konservativen Kräften der Vergangenheit zurückgehalten wird“ (S. 5 f.). Bischof Muser sieht ein anfängliches Streben nach einem interreligiösen Dialog als entscheidende Komponente seines Schaffens.

Der erste Beitrag von JOSEF GELMI liefert einen ersten Überblick über das Leben von Nikolaus Cusanus als Bischof von Brixen (1450–1464). In dem an sich gut lesbaren Aufsatz werden die Ereignisse allerdings oft verknüpft dargestellt. Darüber hinaus reißt Gelmi mehrfach interessante Aspekte an, führt diese aber leider nicht weiter aus: Es wäre interessant zu erfahren, von wem und wie Cusanus in Italien als Märtyrer gefeiert wurde und warum in Brixen bis in die 1960er-Jahre ein „verzerrtes Bild“ des Bischofs gezeichnet wurde. (Gelmi zitiert lediglich kurz Albert Jäger, in der dazugehörigen Anmerkung finden sich dann aber plötzlich zwei Werke von Hallauer genannt.) Auch bleibt unklar, inwiefern Cusanus mit seinen letztendlich gescheiterten Reformen „doch auf dem richtigen Weg“ (S. 43) gewesen sein soll. Genauer und reflektierter,

v. a. im Hinblick auf die Forschungslage, gestaltet sich der daran anschließende Beitrag von LEO ANDERGASSEN, der nach den Schwerpunkten der Beziehung des Cusanus zur Kunst fragt. Er hält in Anschluss an Eberhard Hempel fest, dass der Geistliche nicht in der Rolle des Mäzens gesehen werden kann, sondern vor allem eine geistige Beziehung zur Kunst pflegte. Andergassen untersucht anhand mehrerer Beispiele auch die Memoria an den Bischof, wobei er bis in das 20. Jahrhundert vordringt. HELMUT RIZZOLLI zeichnet Cusanus als kompetenten Rechtsgelehrten, der sich darum bemühte, dem Hochstift alte, teilweise verloren gegangene Münz- und Bergrechte zurückzuführen, sich aber trotz seiner Kompetenz nicht gegen Herzog Sigmund durchzusetzen vermochte. ARMIN TORGGLER, der sich mit den Kleiderregeln des Cusanus beschäftigt, gibt insgesamt ein differenzierteres Bild des Bischofs wieder. Das Scheitern des Gelehrten führt er unter anderem auf seine Neigung zurück, bestehende Entwicklungen vor Ort zu missachten (S. 106). Diese hätten noch verstärkt hervorgehoben werden können. Ebenso fundierter könnte der Beitrag von ANNA BERNARDO über die Verbote des Würfel- und Kartenspiels, die Cusanus in den Jahren zwischen 1453 und 1457 erließ, sein. Ihr Fazit, dass Verbote in Tirol weniger gut gegriffen haben sollen als in Deutschland, weil die Tiroler Bewohner „differenzierter“ gewesen seien (S. 148), vermag deswegen nicht zu überzeugen. Zugestimmt werden muss ihr jedoch, wenn sie auf die Bedeutung von Cusanus' Reisen, Erfahrungen und Bekanntschaften für das Verständnis seines Handelns in Brixen hinweist. Hier ist ein kleiner Leichtsinnfehler unterlaufen: Johannes Capistranus starb nicht 1495 (so S. 142 Text), sondern 1456 (so richtig S. 141 Text, S. 142 Abbildung). Einen interessanten und prägnanten Einblick in das Denken des Nikolaus von Kues liefert der Beitrag von ANDRES C. PIZZININI, der sich vor allem dessen Neuplatonismus widmet. In seinem fundierten und gut belegten Beitrag zu Cusanus' Vorhaben, eine Annäherung zwischen Christentum, Judentum und Islam zu vollführen, gibt ALESSANDRO GROSSATO einen Abriss über die bisherigen Auseinandersetzungen mit dem Werk des Gelehrten und betont die grundlegende Konstante in Cusanus' Denken. Einen anderen Zugang zu Cusanus vertritt GÜNTHER RAUTZ, der vor allem nach Einheit und Vielfalt im EU-Integrationsprozess fragt und zu dem Schluss kommt, dass Cusanus' Theorien zum Subjekt diesem als Grundlage dienen können und sollten. Erfrischend anders sind die Ausführungen von MATTHIAS ABRAM, der auf seinen persönlichen Zugang zur Person des Cusanus eingeht und sich dessen Faszination nicht entziehen kann. Dennoch fällt sein Urteil über Cusanus – wenngleich er betont, dass solches schwer zu fällen sei – kritisch aus, ist er nach seinem Dafürhalten doch letzten Endes „unbeugsam“ und ein „Machtmensch“ (S. 216). Den inhaltlichen Abschluss bietet CESARE CATÀ, der ein Licht auf die Rolle von Cusanus als Prediger wirft und seine Predigten erklärt. Dem Ausstellungsort widmen sich die zwei letzten Beiträge des Bandes, die beide lesenswert sind. MARCO BENASSO würdigt in seinem Aufsatz den Philosophengang auf Schloss Maresch. ANDRES C. PIZZININI und ARMIN TORGGLER beschäftigen sich mit einer interessanten O-fortuna-Inschrift des Schlosses.

Der Band bietet insgesamt ein gemischtes Bild. Während einige der Beiträge sehr informativ sind, fehlt es anderen an Tiefe, sodass auch nach der Lektüre noch einige Fragen offenbleiben. Da sich einige Arbeiten thematisch überschneiden (insbesondere zum Konflikt des Cusanus mit Herzog Sigmund), hätten sich Querverweise angeboten. Zudem wäre es wünschenswert gewesen, die zahlreichen Abbildungen verstärkt in die dazugehörigen Texte einzubinden. Auch wären stellenweise genauere Angaben in

den Anmerkungen – v. a. beim Umgang mit wörtlichen Zitaten – angebracht (dies v. a. im ersten Teil, z. B.: S. 28 Anm. 19; S. 43 Anm. 68; S. 122 Anm. 30; S. 130 Anm. 55; S. 135 Anm. 12, S. 145 Anm. 57). Aus den genannten Gründen muss das Fazit zu diesem Buch gemischt ausfallen: Wer nach einer fundierten Darstellung bestimmter Aspekte im Leben des Nikolaus von Kues sucht oder sich für Schloss Maretsch interessiert, wird einen Teil des Werkes sicher gewinnbringend lesen. Als Ganzes gesehen richtet sich der Band in erster Hinsicht an eine breitere Leserschaft, die sich auch an den oben angeführten kleineren Mängeln nicht stören wird.

IOANNA GEORGIU, Innsbruck

Der frühe Buchdruck in der Region. Neue Kommunikationswege in Tirol und seinen Nachbarländern. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum am 23. und 24. Oktober 2014 anlässlich der Ausstellung „Druckfrisch. Der Innsbrucker Wagner-Verlag und der Buchdruck in Tirol“, hg. von ROLAND SILA (Schlern-Schriften 366), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0884-9, 302 S. mit mehreren Abb.

In Zusammenhang mit der 2014 im Ferdinandeum gezeigten Ausstellung zum historischen Buchwesen in Tirol fand eine einschlägige Tagung statt, deren Ergebnisse nunmehr gedruckt vorliegen. Der einleitende Festvortrag des Wiener Germanisten MURRAY G. HALL stößt, jenseits der Thematik im engeren Sinn, zu Grundsätzlichem vor: Die Ausführungen zum Thema „Der österreichische Buchhandel und der Erste Weltkrieg“ bescheinigen dem Buch nichts weniger als geradezu existentielle Bedeutung für den Menschen, und zwar nicht nur, wie ohnedies wenig überraschend, für Intellektuelle vom Format eines Ernst Jünger, sondern auch für einfache Soldaten, selbst für die aus den – angeblich – kulturell weniger hochstehenden nichtdeutschen Kronländern der Habsburgermonarchie. Dass es sogar Feldbuchhandlungen gab, dürfte für viele Leser eine neue, eher unerwartete Erkenntnis sein.

Alle folgenden Themen sind dem Alten Buch gewidmet. HANS-JÖRG KÜNAST lenkt den Blick auf die für den Fernhandel wichtige Stadt Augsburg, die im – anders als in England oder Frankreich – dezentral erfolgenden Buchdruck im deutschen Kulturraum besondere Bedeutung hatte, auch für Tiroler Auftraggeber, die bis weit ins 16. Jahrhundert hinein ihre Bedürfnisse im eigenen Land nicht befriedigen konnten. Nicht übersehen werden sollte der Hinweis, dass die Geschäftsinteressen der Drucker meist mächtiger waren als die Aufmerksamkeit der Herrscher für konfessionelle Fragen.

Dies belegen teilweise auch die Ausführungen von GERHARD PLASSER, der – nach einem Rückblick auf die 1495 beginnende Geschichte des stationären Buchhandels in Salzburg, das seit dem frühen 16. Jahrhundert auch Druckort war – Konsistorialprotokolle und Zensuransuchen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auswertet: Zwar mussten die Drucker katholisch sein, aber die Beschäftigung evangelischer Gesellen stand ihnen frei. Die Präsentation der sechs bekannten Druckereien Salzburgs bietet Material, das enge Verhältnis der Drucker sowohl zum Landesfürsten als auch zur Universität sichtbar zu machen; ein klares Profil des Zensurpersonals lässt sich hingegen nicht gewinnen.

HANSJÖRG RABANSER, der derzeit wohl beste Kenner des Buchdrucks in Tirol, präsentiert Literatur und Quellen zu diesem Thema im nördlichen Landesteil. Als

nachdrückliche Mahnung sollten gerade Wissenschaftler das Faktum werten, dass nicht nur die einschlägige, sondern auch die allgemeine Literatur, teils an unerwarteter Stelle, Angaben zu den Buchdruckern enthält. In einem 54-seitigen Anhang werden ca. 400 Regesten aus den in zahlreichen Archiven, öffentlichen wie privaten, erliegenden (und kurz gewürdigten) Quellen veröffentlicht, die einen authentischen Einblick in die Werkstatt des Historikers bieten. Trotzdem kann man über die Sinnhaftigkeit derartiger Publikationen geteilter Meinung sein, denn Fachleute werden selbst *ad fontes* gehen, und für Laien wäre es besser, die Quellen in verarbeiteter Form präsentiert zu bekommen.

SILVANO GROFF rekonstruiert – in italienischer Sprache – die Geschichte des Buchdrucks im Trientner Raum von den Anfängen bis ins 17. Jahrhundert. Die 1475 gedruckte Geschichte des Knaben Simon (auf Deutsch nach einer lateinischen Vorlage) war der erste Buchdruck nicht nur in Tirol, sondern im gesamten Herrschaftsgebiet der Habsburger. Hinter diesem Unternehmen stand als bewegende Kraft Bischof Johannes Hinderbach. Auf diese vielversprechenden Anfänge im Zeichen des Humanismus folgte eine bis ins späte 16. Jahrhundert, also über das Konzil hinaus, währende Phase weitgehenden Stillstands. Die Betreiber der 1584 entstandenen ersten fixen Druckerei in Trient, Jakob und Johann Baptist Gelmini, führten auch eine Buch- und Papierhandlung; um 1600 erwuchs ihnen ein von Simone und Giovanni Alberti geleitetes Konkurrenzunternehmen. 1625 entstanden durch die Niederlassung des Jesuitenordens, 1629 durch die *Accademia degli Accesi* Absatzmärkte für weitere Buchdrucker. In allen Fällen handelte es sich um kleine Familienbetriebe, die sich schwer behaupten konnten und keine hohen Auflagen erzielten.

Die Anfänge des Buchdrucks in Vorarlberg, so NORBERT SCHNETZER, lagen in der Herrschaft Hohenems, gefördert durch die politischen Ambitionen des im frühen 17. Jahrhundert regierenden Grafen, eines Bruders des Salzburger Erzbischofs Marx Sittich. Das Beispiel des Bartholomäus Schnell, eines treuen, aber mitunter schwierigen Untertanen, und seines Sohnes vermittelt Einblick in die diversen Facetten der Branche. Ab 1650 war auch Feldkirch als Druckort wichtig, wo im Jesuitengymnasium ein bedeutender Auftraggeber vorhanden war. Der Beitrag spricht außerdem die Schwierigkeiten der Arbeitsteilung zwischen Buchdruckern und Buchbindern und die Existenzprobleme der Buchdrucker an. Am Ende steht ein langer Exkurs zu den Hohenemser Liedflugschriften, der nicht nur kulturgeschichtlich von Interesse ist, sondern aufgrund des großen heuristischen Aufwands des Verfassers auch als grundsätzlicher Beitrag zur Druckgeschichte zu lesen ist: Vor allem lenkt er den Blick auf das Phänomen des fingierten Impressums, mit dem wohl auch in anderen Fällen zu rechnen ist.

STEFAN MORANDELL rekonstruiert auf der Basis zahlreicher bisher nicht berücksichtigter archivalischer Quellen die Vita des ersten Buchdruckers der Bischofsstadt Brixen, Donatus Fetius, eines vom Sulzberg stammenden Geistlichen, der im Laufe seines Lebens mehrere Pfründen erlangte und – trotz seines teilweise unorthodoxen Lebenswandels – der Regierung von Bistum und Hochstift für diverse Aufgaben, auch administrativer und diplomatischer Natur, zur Verfügung stand. In seiner Brixner Werkstatt druckte er Kleinschriften im Auftrag der Brixner und der Innsbrucker Regierung sowie Privater. Ein Zubrot verschaffte er sich als Autor, etwa eines Bischofskatalogs, von Huldigungsversen oder von Weiheurkunden. Morandells chronikalische Vorgangsweise deckt inhaltlich ein Spektrum ab, das von der weltlichen und geistlichen Verwaltung über die Liturgiegeschichte bis zu den Reparaturarbei-

ten an der Druckerpresse reicht. Dem Fließtext folgt ein ausführlicher dreigliedriger Anhang: ein 43 Nummern umfassendes Verzeichnis der Brixner Druckwerke aus der Zeit von 1560 bis 1596 mit professioneller bibliographischer Beschreibung, ein Verzeichnis indirekt nachgewiesener Druckerzeugnisse (18 Nummern) und eine Sammlung von Kurzkommentaren von immerhin 33 im ersten Teil vorgestellten Werken; auffälligstes Merkmal ist die große Bandbreite der Textsorten.

FRANZ GRATL präsentiert einen für die Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts bedeutenden Neufund aus dem Stift Marienberg, nämlich rund 100 Handschriften mit Gelegenheitsmusik, Kirchenmusik komponierender Konventualen und Kirchenmusik anderer Komponisten; am wichtigsten – weil eine in Tirol seltene Quelle – ist die Musik zu Schulspielen (mit einem Schwerpunkt bei der Theatertradition des Meraner Gymnasiums, das sich in dieser Hinsicht am Vorbild der Jesuiten orientierte).

Alles in allem ist der Tagung ein reicher kulturgeschichtlicher Erkenntnisgewinn zu bescheinigen, der den Vertretern diverser Disziplinen gleichermaßen zugutekommen wird, wie er den gebildeten Laien anzusprechen vermag.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

Druckfrisch. Der Innsbrucker Wagner-Verlag und der Buchdruck in Tirol. Ausstellung Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 13. Juni bis 26. Oktober 2014, hg. von WOLFGANG MEIGHÖRNER / ROLAND SILA / TIROLER LANDESMUSEEN-BETRIEBSGESELLSCHAFT M.B.H., Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2014. ISBN 978-3-7030-0856-6, 284 S. mit zahlr. Abb.

1639 übernahm Michael Wagner aus Augsburg eine der beiden damals in Innsbruck bestehenden Druckereien, die sogenannte Gäch'sche Offizin; 375 Jahre später, 2014, bot dieses Ereignis dem Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum den Anlass für eine Ausstellung, die den Buchdruck in Tirol umfassend dokumentierte. Im dazu erschienenen Katalog werden die Exponate, vor allem technische Geräte und Druckerzeugnisse, auf ca. 150 Seiten in gekonnt angefertigten Beschreibungen und instruktiven (und überdies ästhetisch ansprechenden) Abbildungen einzeln vorgestellt, gegliedert in 13 Gruppen, in denen chronologische und systematische Kriterien einander überlagern, aber auch Teilaspekte zu ihrem Recht kommen: der frühe Buchdruck, die Offizin Wagner, die Bürgerfamilie Wagner, Musikpflege, Buchbinder und ihr Werkzeug, Zeitungen und Kalender, der Drucker als Großunternehmer, das 19. Jahrhundert als eine Zeit der Prosperität, das Ferdinandeum und der Verlag Wagner, Industrialisierung im Buchdruck, kleine Druckerzeugnisse, Zweiter Weltkrieg, die Zeit nach 1945.

Allgemeine Einführungen in diese Themen, die auch die jeweiligen größeren Kontexte berücksichtigen, bietet ein dem Katalog vorausgehender Aufsatzteil von rund 120 Seiten (elf kurze, zum größeren Teil wissenschaftlich hochwertige Aufsätze von neun Autoren). HANSJÖRG RABANSER zeichnet die bis 1475 (Trient) zurückreichenden Anfänge des Buchdrucks in Tirol nach, ehe er in Innsbruck, seit 1564 wieder landesfürstliche Residenz, verweilt, wo ab 1577 Hans Paul aus Dillingen und seine Nachkommen und ab 1626, neben diesem, Hans Gäch aus Hötting Druckereien betrieben. Beide erreichten zunächst nicht die Qualität der Druckereien aus Augsburg, denen auch die Tiroler Landesfürsten immer wieder Aufträge erteilten. Von den Kriegereignissen stark in Mitleidenschaft gezogen, war der schwäbische Raum in den 1630er-

Jahren für Drucker indes kein fruchtbarer Boden mehr: Michael Wagner zog daher nach Innsbruck, wo er durch die Ehe mit Hans Gächs Witwe einen bereits etablierten Betrieb übernehmen konnte. Es folgt die von kultur- und sozialgeschichtlichem Interesse geleitete einzelbiographische Vorstellung dieses erfolgreichen Unternehmers und seiner Nachkommen bis 1802. Fortgesetzt wird die Nachzeichnung des Werdens des bis zum heutigen Tag, unter mehrfach wechselnden Eigentümern und bei veränderter Betriebsstruktur, unter dem Namen Wagner bestehenden Unternehmens von ROLAND SILA und VERENA FEICHTER, weiterhin mit viel Sinn für die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (wichtig der Exkurs über die Beziehungen zum Ferdinandeum und der Hinweis auf die gerade in dieser Branche virulenten Arbeitskonflikte in den Jahren 1913/14, die auf die zeittypischen gesellschaftlichen Spannungen hindeuten). Dass im Kapitel über die Zeit des Nationalsozialismus stillschweigend (und auf relativ breitem Raum) auch die Jahre des Ständestaates mitberücksichtigt werden, verzerrt das Gesamtbild allerdings ein wenig.

In die Chronologie eingestreut sind weiter ausholende systematische Beiträge musikwissenschaftlichen (THOMAS RÖDER / FRANZ GRATL), sozialgeschichtlichen (ANDREAS WINKLER), „technischen“ (ALEXANDER FOHS) und kulturwissenschaftlichen (CHRISTOPH AMPFERER / JUNIA WIEDENHOFER) Inhalts. Durch seine Notendrucke, die auch ausländische Komponisten schätzten, erreichte Michael Wagner ein keineswegs alltägliches Niveau. Das gesellschaftliche Muster, das seine Familie verkörperte, entsprach hingegen der Norm. Erwähnenswert ist der Hinweis, dass ausgerechnet im auf Vereinheitlichung bedachten letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Innsbruck manche Branchen, auch die Buchdrucker, der städtischen Gerichtsbarkeit entzogen und jener der Universität unterstellt wurden: So konnte in einer Zeit schwerer Vorbehalte gegen Traditionen ein (neues) Bildungsbürgertum entstehen, in dem Traditionsbewusstsein und liberale Gesinnung eine faszinierende Synthese eingingen. Sensibilität für gesellschaftspolitisch Relevantes leitet auch die Ausführungen über das Zeitungswesen in Tirol, während in dem kurzen Gesamtüberblick über die seit 1923 erscheinende landeskundliche Buchreihe der „Schlern-Schriften“ durch die Frage, wer wann was in welcher Sprache veröffentlichte und welche Personen als Herausgeber fungierten, eine Art wissenschaftsgeschichtliche Bilanz gezogen wird, sowohl in Hinblick auf die politische Situation des geteilten Tirol als auch in Berücksichtigung rezenter Entwicklungen im akademischen Betrieb: Hier reicht die Relevanz des Beitrags über Tirol hinaus.

Am Ende des in vielerlei Hinsicht lehrreichen Bandes, der Geschichte als Kulturwissenschaft umfassenden Zuschnitts präsentiert, stehen ein dichtes Quellen- und Literaturverzeichnis, Kurzporträts der Autoren und Autorinnen und die obligaten Abbildungsnachweise.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

Riesen und Zwerge, hg. von der Stiftung Bozner Schlösser (Runkelsteiner Schriften zur Kulturgeschichte 10), Athesia, Bozen 2016. ISBN 978-88-6839-198-0, 309 S.

Der 10. Band der Runkelsteiner Schriften ist als Begleitband der gleichnamigen Ausstellung entstanden und setzt damit eine Tradition fort, die die Stiftung Bozner Schlösser unter ihrem Präsidenten Helmut Rizzolli seit Beginn dieser Reihe pflegt. Das

bewährte Konzept sieht vor, keinen Katalog zu den jährlichen Hauptausstellungen zu erstellen, sondern stattdessen einen wissenschaftlichen Essayband herauszugeben, der das Kernthema umkreist und vertieft. So wurde es auch diesmal gehandhabt, und es ist eine vielseitige, räumlich und zeitlich weit ausgreifende Zusammenschau des originellen Themas „Riesen und Zwerge“ entstanden. Die Zugänge sind durchaus unterschiedlich. So gehen MARCO AVANZINI und EVELYN KUSTATSCHER den Ursprüngen der Legenden rund um Riesen nach, die vor allem in rätselhaften Fossilien und riesenhaften Knochenfunden zu suchen sind. Der Umgang mit realen Riesen und Zwerge in der Antike und ihrer Manifestation in der Kunst ist Thema des Beitrages von FRANCESCA CECI, dem sich die Auseinandersetzung von PAOLA DI SILVIO anschließt, die auf die Grundlagen von Riesendarstellungen in der antiken Mythologie eingeht. SIEGFRIED DE RACHEWILTZ beschäftigt sich mit den Sagen über Riesen und Zwerge im lokalen Tiroler Raum mit Schwerpunkt auf Schloss Tirol und Umgebung, wobei Hintergründe, Vorlagen und Rezeption im Fokus stehen. Die bekannte Sage des in Schloss Tirol lebenden und wirkenden Zwergenvolkes, das beim Tod des Landesfürsten Heinrich für immer verschwand, greift ELLEN WIDDER auf und bettet sie in den historischen Hintergrund ein

Der literarischen Verarbeitung von Riesen bei Hartmann von Aue widmet sich SCOTT E. PINCIKOWSKY, während sich ARMIN TORGLER mit den Riesen und Zwerge beschäftigt, die in Runkelstein ihre bildnerische Verarbeitung gefunden haben und die die Grundlage für das Ausstellungsthema bilden. Die riesenhafte Gestalt des hl. Christophorus, des Patrons der Reisenden und beliebten Darstellungsmotivs an heimischen Kirchenaußenwänden, ist Thema des Beitrags von KARL C. BERGER, der die Ursprünge der Legende und deren Tradierung bestimmt. HELMUT RIZZOLI behandelt die seltene Rolle von Riesen und wilden Männern als Schildhalter des Tiroler Wappens und weist darauf hin, dass Matthias Burgkhlechner die beiden Männer in seiner berühmten Tirolkarte als Haymon und Tyrus personifizierte. Dass bei der Suche nach Erzadern gern die Hilfe von Berggeistern, Riesen und Zwerge in Anspruch genommen wurde bzw. besser vorgegeben wurde, erläutert GEORG NEUHAUSER am Beispiel eines erfahrenen Bergmannes aus Schwoich, der einen Berggeist erfand, um seine Erfolge beim Aufspüren von Erzvorkommen zu begründen.

Weder Riesen noch Zwerge sind reine Gestalten der Einbildung, der Sagen und der Legenden. Den besonderen klein- und großwüchsigen Menschen, die es natürlich auch im Tiroler und Trentiner Raum gegeben hat, spürt HANSJÖRG RABANSER nach und versucht, ihnen ein biographisches Gesicht zu verleihen. Ähnliches macht ANNA BERNARDO mit der 1829 geborenen Zwergin Elsbeth Zimmermann, die aus dem Schweizer Kanton Glarus stammte und nur 69 cm an Größe erreichte. Als *naine du Tyrol* oder *marquise von Liliput* erreichte sie in Frankreich eine kurzzeitige Berühmtheit.

Insgesamt ist noch einmal die inhaltliche Bandbreite dieser abwechslungsreichen Publikation hervorzuheben, die neue Zugänge und Einblicke in ein Phänomen der Natur bietet, das die menschliche Phantasie und Neugierde beschäftigte, zur Erklärung von Unerklärlichem herangezogen, bewundert und gefürchtet wurde, und deren Lektüre auch einem interessierten außerwissenschaftlichen Publikum durchaus zu empfehlen ist.

JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS, Innsbruck

CHRISTINE ZUCHELLI / IRMELI WÖPFNER, **Anno 1613 von Tirol nach Rom. Die abenteuerliche Pilgerfahrt des Doktor Hippolyt Guarinoni**, Tyrolia, Innsbruck/Wien 2016. ISBN 978-3-7022-3506-2, 304 S. mit zahlr. Farbabb.

Das Pilgern hat zur Zeit Konjunktur, nicht nur in der historischen Forschung, sondern auch in der gegenwärtigen Praxis. Geschichte und Gegenwart sind es auch, die dieses Buch zu vereinen versucht in Form einer zweifachen Reise: Ausgangspunkt ist das Pilgerbuch des Haller Stiftsarztes Hippolyt Guarinoni, in dem er seine Pilgerfahrt nach Rom im Jahre 1613 schildert. Auf den Spuren dieses Pilgerberichts begeben sich auch die beiden Autorinnen auf die Reise nach Rom, entlang der Stationen, die Guarinoni und seine Mitreisenden besuchten.

Ziel von Guarinonis Pilgerreise waren „der heiligen Francisca Romana Grab“ ebenso wie eine Wallfahrt „nach unser lieben Frau nach Loreto“ (S. 11), wobei er bei dieser Gelegenheit den Papst um Reliquien für die Kirche des Haller Damenstifts bitten wollte. Das spezielle Interesse an der hl. Francesca Romana erklärt sich vor dem Umstand, dass der Oberin Erzherzogin Maria Christierna zwei Jahre zuvor eine italienische Vita der Heiligen dargebracht worden war, die Guarinoni ins Deutsche übersetzte. Dieser persönliche Bezug zur Heiligen war für ihn auch primärer Anlass, diese Pilgerfahrt zu unternehmen. Guarinoni war kein Unbekannter. Der gebürtige Trentiner genoss eine ausgezeichnete jesuitische Erziehung, war als Arzt im Damenstift zu Hall tätig und wurde in Folge auch zum Haller Stadt- und Salinenphysikus und zum Bergwerksarzt von Schwaz. Seine Publikationstätigkeit umfasste medizinische, religiöse und rhetorische Schriften, zudem war er als Architekt und Botaniker tätig. Andererseits gebührt ihm das traurige Verdienst als militanter Katholik Begründer des antisemitischen Kults um das Anderl vom Rinn gewesen zu sein; er verfasste auch die Vita des Simon von Trient, eines weiteren prominenten Kindes im Zentrum eines antisemitischen Ritualmordkults.

Auf seiner Reise nach Rom begleiteten Guarinoni vier Gefährten: Michael Steinperger, oberster königlicher Stiftskaplan und Zeremonienmeister, Christoph Wenig, Stadtpfarrer von Hall, Joachim Thaler, Guarinonis Schwager, und Melchior Gruber, Mönch, Pater und Prior bayerischer Herkunft. Auf dem Rückweg stießen zur Reisegesellschaft noch der aus Antwerpen stammende Maler Hieronymus van Kessel sowie der aus Hall stammende Fuhrmann Kaspar Siegelsperger. Die Pilger folgten offensichtlich der jesuitischen Verpflichtung zum Armutsideal und reisten überwiegend zu Fuß, ausnahmsweise auch zu Schiff, übernachteten in Klöstern, Pilgerherbergen oder einfachen Wirtshäusern. Ebenso war das Verfassen eines Berichts über die Reise Teil der Reiseordnung der Jesuiten aus dem 16. Jahrhundert (S. 16).

Guarinonis auf Deutsch verfasstes Pilgerbuch ist jedoch mehr als ein Tagebuch oder unmittelbarer Bericht der Reise. Die literarische Gestaltung zeigt sich nicht zuletzt im Umstand, dass er es erst 24 Jahre nach der Reise und somit in Form von Reiseerinnerungen verfasste. Es beruht jedoch offensichtlich auf Tagebuchaufzeichnungen, da der Bericht mitunter sehr detailliert, dann wieder eher oberflächlich ist, wo Guarinoni sich wohl nur auf Erinnerungen stützen konnte. Das Pilgerbuch ist in dreifacher handschriftlicher Ausfertigung überliefert. Das Original befindet sich im Pfarrarchiv Telfs, eine Abschrift aus dem 19. Jahrhundert ist in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, eine weitere in der Stiftsbibliothek der Benediktinerabtei Marienberg aufbewahrt. In Auszügen wurde der

Bericht bereits 1879 von Coelestin Stampfer in der Zeitschrift des Ferdinandeums abgedruckt.

Die Autorinnen bieten hier allerdings keine wissenschaftliche Aufbereitung des Werks – so fehlen genauere Angaben zur Quelle, etwa die Signatur; zudem wird der Bericht nur in Auszügen und nicht originalgetreu wiedergegeben, sondern vielmehr „dem heutigen Deutsch angepasst“ (S. 9). Der Bericht und die daraus entnommenen Passagen werden eingebunden in die Schilderung der eigenen Reise der Autorinnen, die sich an den Stationen der Tiroler Reisenden orientiert und im Stil eines modernen Kunstreiseführers die historischen Berichte einbettet. Ergänzt wird dieser doppelte literarische Reisebericht von zahlreichen Abbildungen, einer knappen Einführung zu den Pilgern, dem Pilgerbuch und zum Pilgerwesen in Mittelalter und Früher Neuzeit ebenso wie von einer knappen Sammelbibliographie und einem Personenindex. Die Einschätzung der Bedeutung des Werks von Guarinoni als einem „der frühesten Pilgerberichte in deutscher Sprache“ (S. 9) ist angesichts florierender Pilgerberichte seit dem 14. Jahrhundert zu korrigieren. Dessen ungeachtet handelt es sich zweifelsohne um eine bemerkenswerte Quelle, die jedoch in dieser Form für eine wissenschaftliche Erschließung und die Erfassung ihres historischen Gehalts unzureichend aufbereitet ist. Das Buch, welches ohne Fußnoten auskommt, richtet sich offensichtlich als Kulturreiseführer an ein kulturgeschichtlich interessiertes allgemeines Publikum. Für die wissenschaftliche Erforschung muss man somit auf eine weitere Bearbeitung hoffen.

CHRISTINA ANTENHOFER, Innsbruck

Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte, hg. von ARNDT BRENDECKE (Frühneuzeit-Impulse 3), Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2015. ISBN 978-3-412-50135-8, 714 S. mit 31 Schwarzweißabb.

Mit dem Fokus auf Praktiken hat sich die Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit für ihre zehnte Tagung, die im September 2013 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München stattfand, zweifelsohne einem der prosperierenden aktuellen historischen Forschungsfelder zugewandt. Seit einem guten Jahrzehnt ist die Verschiebung des Interesses von den Texten und der Sprache hin zu Handlungen und Praktiken zu beobachten, wenngleich sich beide Ansätze keineswegs ausschließen, sondern vielmehr ergänzen. Die Abwendung von einer reinen Ideengeschichte hin zur Praxis historischen Geschehens verortet sich in einer ebenso beobachteten neuen Wende zum Materiellen. Diese Verpflichtung deutet sich im Untertitel im Stichwort der Artefakte an, während die akteurszentrierte Perspektive wie auch jene der Handlungen zugleich einen Brückenschlag zu zentralen Ansätzen der älteren Diskursanalyse und Kommunikationsgeschichte bieten.

Das vorliegende Buch versammelt die wichtigsten Ergebnisse dieser Tagung in insgesamt 14 Großkapiteln und 64 Beiträgen: ARNDT BRENDECKE eröffnet den Band mit einer konzisen Einführung, die den methodischen Zugang überschreibt mit der Wende von den Postulaten zu den Praktiken. Sei die ältere Forschung von einem „Tatsachenkonzept“ ausgegangen, demzufolge „nicht die Logik von Handlungen und deren Effekte als solche interessant [seien], sondern ihr allegorisch-zeichenhaftes Verweisen auf etwas Anderes, Höheres und Zeitloseres“ (S. 14), so stünden nun die Handlungs-

vollzüge und Praktiken selbst im Zentrum des Interesses. Der praxeologische Ansatz sei dabei von großer Offenheit gekennzeichnet, „denn potentiell ist demnach *alles* humane Tun mit dem Konzept der Praktiken fassbar, wenn es denn typisiert, routinisiert und sozial verstehbar erfolgt“ (S. 15). Der handlungszentrierte Ansatz werde auch im Begriff Akteur sichtbar, der sich wesentlich durch sein Handeln ausdrücke. Praxeologische Ansätze tragen entsprechend zur Neu-Thematisierung der Rolle des Subjekts bei, in der es weniger um große Narrationen als vielmehr um die Subjektkonstitution als konkretem Vorgang gehen soll. Praxeologische Zugänge erlauben ferner, verschiedene Positionen, etwa des Individualismus oder Strukturalismus zu überwinden, aber auch die jeweiligen *turns* zu verbinden, und befreien gerade die vormodernen Epochen davon, an den Maßstäben der Moderne gemessen werden zu müssen.

Zur Bestimmung dessen, was unter Praktiken zu verstehen sei und welche methodischen Konsequenzen sich aus dem Zugang ergeben, bietet das erste Kapitel Beiträge von Vertretern praxeologischer Ansätze, gleichsam als theoretisch-methodische Verortung. Die folgenden Kapitel reichern die konzeptuellen Überlegungen mit empirischen Beobachtungen und weiteren Perspektiven an. Kapitel zwei untersucht ärztliche Praktiken zwischen 1550 und 1750 und bietet damit Einblick in das prosperierende Feld der Medizingeschichte. Praktiken der Wissensproduktion und Räume der Wissenszirkulation zwischen Italien und dem Deutschen Reich im 17. Jahrhundert sind Gegenstand des dritten Kapitels. Kapitel vier nimmt die Kulturgeschichte der Verwaltung auf mit Praktiken frühneuzeitlicher Amtsträger und der Praxis der Verwaltung. Es folgen Beiträge zur religiösen Praxis im Exil. Der materiellen Kultur und ihren Praktiken widmet sich Kapitel sechs, gefolgt von Ausführungen zur römischen Bücherzensur im 17. und 18. Jahrhundert und zu Praktiken der Wahrnehmung. Kapitel neun befasst sich mit dem Archiv und den damit verbundenen Praktiken. Es folgen Abschnitte zu Praktiken des Verhandels, der Heuchelei und des Entscheidens, zur Ökonomie sozialer Beziehungen und zur Fachgeschichte der Frühen Neuzeit.

Im Kontext der Tiroler Heimat interessiert insbesondere der von MARKUS FRIEDRICH konzipierte neunte Abschnitt zu den Praktiken des Archives, in dem sich RANDOLPH C. HEAD (University of Virginia) mit der Struktur und Praxis im Entstehen der Registratur am Beispiel der Innsbrucker Register von 1523–1565 befasst. Sein Beitrag soll hier entsprechend beispielhaft ausführlicher vorgestellt werden. Head beginnt mit der Überlegung, dass moderne Archivare für die Organisation ihrer Sammlungen meist das Provenienzprinzip verfolgen, ausgehend von zwei grundsätzlichen Annahmen: erstens, dass das Korpus an Archivalien gleichsam natürlich und organisch die Organisationen und Prozesse reflektiere, die es hervorbrachten, und zweitens, dass die daraus resultierende Ordnung der Akten beibehalten werden solle, wenn diese ihre Aufbewahrungsorte ändern, auch wenn sich der Zweck der Aufbewahrung gewandelt habe. In den Augen Heads handelt es sich bei diesem Festhalten an der Provenienz um eine explizite Theorie, die im 19. Jahrhundert entwickelt wurde als eine Interpretation der Praktiken der Dokumentation und Registerführung der Frühen Neuzeit, die ihrerseits eng mit der Konsolidierung des Verwaltungsstaates zusammenhingen. Die Untersuchung der Praktiken der Frühen Neuzeit verdeutliche somit, dass man das Provenienzprinzip nicht als universelles Prinzip naturalisieren, sondern vielmehr als einen kulturell bedingten Zugang zum Verstehen und Verwalten von Aktenbeständen der frühneuzeitlichen europäischen Staaten sehen müsse. Beispielhaft betrachtet

er die ausgefeilte serielle Registerführung der neuen Innsbrucker Hofkanzlei, die sich um 1565 herausbildete. Head zufolge formte die Kombination von Codex-basierter Registerführung im Innsbruck des 16. Jahrhunderts zusammen mit der Architektur des Habsburger Herrschaftssystems die dortige Herausbildung der Registratur, die sich deutlich von den Amtsbuchregistraturen der städtischen Verwaltung und der Preußischen Sachaktenregistratur unterschied. Die Innsbrucker Hofregistratur nach 1564 beruhte auf lokalen und Wiener Vorläufern und operierte ohne Unterbrechung bis 1667. Ihre Prinzipien beeinflussten die österreichische Praxis der Registratur bis ins 20. Jahrhundert. Das System der neuen Innsbrucker Hofkanzlei erlaubte den Sekretären, Elemente des Innsbrucker Kopialbuchsystems und des Wiener Systems der Bündelung von Dokumenten und Verzeichnung von deren Inhalt in einem *Gedenkbuch* zu kombinieren. Vor allem die Abhängigkeit des Systems von der Form des Codex und seinen Techniken erkläre die Dominanz einer linearen chronologischen Ordnung für die Aufbewahrung von Dokumenten wie auch für die Konstruktion der Findbehelfe. Das Innsbrucker Beispiel zeige, dass der Weg von den mittelalterlichen Registern zur frühneuzeitlichen Schriftgutverwaltung viele Abzweigungen hatte, in denen existierende Praktiken in unterschiedlicher Weise kombiniert wurden.

Heads Beitrag ist nur ein Beispiel für den neuen Zugang, der über die beobachtete Praxis zu einer neuen Beurteilung theoretischer Positionen führen kann. Die Fülle an Beiträgen, die dieser Band vereint, bietet somit nicht nur jeweils für die Frühneuezeitforschung wesentliche thematische Einblicke, sondern darüber hinaus methodische Zugänge zur praxeologischen Herangehensweise an Geschichte generell. Dabei geht es keineswegs darum, eine Zusammenschau zu bieten – angesichts der Aktualität des Forschungsfelds ist die Zeit der Bilanz sicher noch nicht gekommen. So war der Anstoß zur Tagung wie zur Publikation nicht der Blick auf die Theorieentwicklung, sondern vielmehr die Beobachtung der aktuellen Forschungsgegenstände, die eine zunehmende Wendung hin zum konkreten historischen Tun sichtbar machen. Entstanden ist ein vielfältiges Buch, das die Prosperität der praxeologischen Forschung dokumentiert und zugleich Erwartungen an eine Einführung in das Methodenfeld erfüllt.

CHRISTINA ANTENHOFER, Innsbruck

Genealogisch-heraldisches Adelslexikon von Tirol und Vorarlberg, verfasst von JOSEPH SEBASTIAN KÖGL († 1856), für den Druck bearbeitet und in 2 Bänden hg. von OLAF STANGER (Schlern-Schriften 364/I+II), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0821-4. 1.248 S., rund 1.200 Wappenabbildungen.

In zwei Bänden, auf 1.248 Seiten und mit rund 1.200 Wappenabbildungen liegt nunmehr in der Reihe der Schlern-Schriften ein bemerkenswertes Lexikon vor, das zugleich wissenschaftliches Nachschlagewerk und für sich genommen ein historisches Dokument ist. Joseph Sebastian Kögl, aus Vils gebürtiger Lehrer und späterer Konservator zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in Vorarlberg, vollendete sein Lexikon 1850/53. Dass es nun im Druck vorliegt, ist umso begrüßenswerter, als das Manuskript im Gegensatz zu anderen ähnlichen Werken bislang nicht öffentlich zugänglich war. Es ist das Verdienst von Olaf Stanger, in dessen Besitz sich die Handschrift nunmehr befindet, dass er die Transkription und Bearbeitung dieses Werks auf

sich genommen und es damit einer breiten Öffentlichkeit erschlossen hat. Professionell unterstützt wurde der Grazer Mediziner und Historiker in diesem Vorhaben durch die Herausgeber und die Lektorin der Reihe, sodass hier nun ein solides Werk vorliegt.

Kern der Ausgabe bildet das von Joseph Sebastian Kögl bereits druckfertig gestaltete Manuskript, welches das *Adels-Lexicon von Tirol und Vorarlberg* in drei Teilen, ein Geschlechterverzeichnis und ein Vorwort umfasst, die hier vollständig abgedruckt werden. Von besonderem Interesse für die Forschung und genealogisch und heraldisch Interessierte sind die über 1.200 Wappendarstellungen, die gleichfalls alle abgebildet werden, wobei es sich größtenteils um Schwarzweiß-Darstellungen handelt. Die 48 von Kögl farbig gestalteten Wappen finden sich in Farbe am Beginn des Werks. Begrüßenswert ist die Entscheidung des Bearbeiters, die Orthographie des Originals beizubehalten und nur geringfügig zu modernisieren. Dadurch bleibt der historische Charakter des Lexikons gewahrt und es ist in seiner zweifachen Funktion als historische Quelle und Nachschlagewerk unmittelbar ersichtlich. Entgegen der Datierung des Vorworts (1842) stellte Kögl sein Werk erst 1850 fertig, letzte Anmerkungen stammen von 1853. Dass dieses Werk, an dem er 15 Jahre lang arbeitete, nicht zum Druck gelangte, dürfte sowohl an den zeitgenössischen bewegten Ereignissen gelegen haben wie an persönlichen Gründen, wohl auch an seinem in den 1850er-Jahren zusehends sich verschlechterndem Gesundheitszustand: Kögl starb 1856 53-jährig an den Folgen einer Lungenerkrankung. Im Hintergrund mögen auch ähnliche Bedenken gestanden haben wie bei den *Genealogien des tirolischen Adels* des Kanonikus Stephan von Mayrhofen, die sich ebenfalls nur in Manuskriptform im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum und im Archiv der Tiroler Matrikelstiftung erhalten haben. In seinem Vorwort führt Kögl aus, dass vor allem die noch vorhandenen Lücken und Mutmaßungen, Uneinigkeiten mit manchen der untersuchten Adelsfamilien sowie die hohen Druckkosten Mayrhofen daran hinderten, sein Werk zum Druck zu bringen. Kögl selbst kannte dieses bestens, da er 1835/36 eine Abschrift davon für das Oberst-Erblandmarschall-Amt anfertigte. Mayrhofen sah in ihm entsprechend den würdigen Fortsetzer seines Lebenswerks. Kögl erweiterte die von Mayrhofen vorgelegte Sammlung von 495 Tiroler Familien auf 1.212 und nahm zusätzlich Korrekturen und kritische Anmerkungen vor. Schließlich besticht seine Arbeit besonders durch die Federzeichnungen der jeweiligen Familienwappen.

Neben Mayrhofens Stammtafeln konnte Kögl eine Reihe von Werken mit genealogisch-heraldischen Bezügen des 16. und 17. Jahrhunderts benützen. Die wichtigsten sind die Tiroler Landesbeschreibung des Marx Sittich von Wolkenstein, der *Tirolische Adler* des Matthias Burglechner, die genealogische Beschreibung des Tiroler Adels durch Andreas Zibock und das *Ehrenkränzel* des Franz Adam von Brandis. Daneben unterhielt Kögl Korrespondenzen mit zahlreichen Historikern, die ihm weitere Unterstützung boten. Die Darstellung der einzelnen Familien folgt einer Mischung aus historischen und genealogischen Grundsätzen. Wie Kögl in seinem Vorwort ausführt, bot sich eine rein historische Darstellung nicht an, da sie nur für wenige namhafte Geschlechter ausreichend Material geboten hätte. Eine rein genealogische Darstellung erschien ihm wenig zuverlässig und zudem weniger attraktiv, da man nur „Namen an Namen, und Zahlen an Zahlen begegnen“ würde (S. 4). Der „goldene Mittelweg“ war in seinen Augen eine systematische Darstellung, die soweit möglich jedes Geschlecht entlang von vier Rubriken erfasste: I. *Vaterland der Ahnen, oder ihr erstes urkundliches Daseyn*; II. *Nobilisirungen, Standeserhöhungen, und*

Matrikel-Vormerkungen; III. Erwerbungen von Schlössern, Edelsitzen und Herrschaften, und ihre Vererbungen durch Verkauf, Tausch und Eben, oder ihre Einziehungen von Seite der Lehnsherren; IV. Stiftungen, und denkwürdige Personen (S. 4–7).

Kögl untermauerte seine Ausführungen zum Teil mit Anmerkungen, die in der vorliegenden Ausgabe in einem Ziffernapparat dargestellt werden. Anmerkungen des Bearbeiters werden in einem Buchstabenapparat ausgewiesen, beschränken sich allerdings auf wenige Präzisierungen und Hinweise zum Original. Das historische Adels-Lexicon wird durch ein Vorwort und eine Einleitung des Herausgebers kontextualisiert, die auf die äußere Beschreibung der Quelle und die Editionsrichtlinien eingeht ebenso wie auf die Verortung des Autors und des Werks im Kontext einer „Brixner Schule“ des 18. und 19. Jahrhunderts“ (S. XVIII–XXV). Besonders wertvoll sind die vier Register, die selbst über 200 Seiten umfassen und das Werk auch über die genealogisch-heraldischen Fragestellungen hinaus erschließen. So finden sich ein Verzeichnis der Burgen, Schlösser, Ansitze und Herrschaften, eines der Wappenvereinigungen, ein Register der geistlichen und weltlichen Fürsten und Herrscher und schließlich ein umfangreiches Personenregister.

Wie der Herausgeber zu Recht betont, liegt der Wert der Arbeit nicht zuletzt gerade im historischen Zeithorizont: Kögl hatte wie Mayrhofen noch Zugang zu genealogisch-heraldischen Details und konnte aus archivalischen Quellen schöpfen, die später teilweise verloren gingen oder zerstört wurden. Zudem war er um kritische Überprüfung bemüht. So weist er auf unsichere Fakten hin und zeichnet sich durch Vorsicht aus, die sich nicht zuletzt in seinem Titel *Fragmentarisches Lexikon* abbildet. Auch er schöpfte nicht nur aus schriftlichen Quellen, sondern ebenso aus verschiedenen materiellen Überlieferungen und Denkmälern und unternahm ausgedehnte Reisen in den Ferien, um seine Studien über Feldforschungen zu ergänzen. Die gewählte Form des Lexikons entspricht ganz dem Vorhaben der Erhebung und Katalogisierung, wenngleich die einzelnen Einträge einen durchaus historiographischen Duktus aufweisen, der sie für sich auch als Bauteile einer Landesgeschichte lesbar macht. Es bleibt natürlich dennoch ein historisches Lexikon, das im Kontext seiner Entstehung und seines Zeithorizonts Mitte des 19. Jahrhunderts gelesen und genutzt werden muss.

Insgesamt ist es ein äußerst ansprechendes und detailreiches Buch, eine bemerkenswerte historische Quelle und zugleich ein wichtiges Nachschlagewerk, das der Herausgeber hier vorgelegt hat. Nicht zuletzt aufgrund der attraktiven Gestaltung wird dieses Lexikon mit Sicherheit sowohl das Interesse der Fachwelt als auch der breiteren Öffentlichkeit finden.

CHRISTINA ANTENHOFER, Innsbruck

Angela JURŠITZKA / Helmut PAWELKA, **Carl von Etzel. Ein Leben für die Eisenbahn**, Tyrolia-Verlag, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-70223598-7, 270 S.

Die Brennerbahnstrecke zählt bis heute zu den wichtigsten Nord-Süd-Verkehrsverbindungen des Ostalpenraums. Als die Strecke im Jahr 2012 auf Grund der notwendigen Generalsanierung für mehrere Monate gesperrt werden musste, gingen im Vorfeld die politischen Wogen um das zu erwartende Verkehrschaos hoch. Letzteres blieb aus und 2017 begeht diese europäische Transitlinie feierlich ihr 150-jähriges Bestandsjubiläum.

Passend zu diesem Anlass präsentierten Angela Jursitzka und Helmut Pawelka bereits im April des Jahres eine Arbeit über den maßgeblichen Ingenieur, der hinter Planung und Durchführung der Brennerüberschienenung stand, Carl von Etzel. An ihn erinnern nicht nur ein Straßename in Innsbruck, sondern auch ein heute eher wenig prominent platziertes Denkmal am Brenner selbst. Die Brennerbahn reichte in ihrer Ausführung zwar nicht an die knapp zehn Jahre zuvor in Dienst genommene Ghega-Bahn über den Semmering heran. Ihre Bauten waren weit weniger spektakulär, aber – so die Autoren durchaus treffend – „jeder Kilometer offenbarte den Fortschritt der österreichischen Eisenbahntechnik“ (S. 189). Am Beginn der beruflichen Laufbahn Carl von Etzels war die gesellschaftliche Position des ‚Ingenieurs‘ hingegen noch keineswegs klar. Im Gegenteil, die Architektur und ihre Proponenten standen im Ansehen haushoch über den Vertretern der Ingenieurskunst (S. 22). Im Schaffen Carl von Etzels fließen bereits beide Elemente zusammen, und das Ingenieurwesen erreicht gegen Ende des 19. Jahrhunderts nicht zuletzt auch aufgrund seines umfangreichen Schaffens einen gesellschaftlichen Höhenflug sondergleichen. Die Anforderungen dafür waren indes durchaus vielfältig und wie sich im Schicksal Etzels zeigt – er starb frühzeitig an einem Schlaganfall – für den einfachen Bahnarbeiter wie den leitenden Angestellten gesundheitlich fordernd. Der Aufgabenbereich des leitenden Ingenieurs reichte von der Planung der Streckenführung über die Architektur der Gebäude bis hin zu Tunnel-, Brücken- und Viaduktbau. Im Weiteren umfasste er auch Neuerungen im Materialwesen (Schienen, Schwellen, Lokomotiven etc.).

Die vorliegende Biographie versucht mehr als nur das letzte Großprojekt Etzels – die Brennerbahn – in den Fokus zu rücken. Die Mobilität des Ingenieurs und seine Arbeiten zeigen denn auch eine ungeahnte Vielfalt. Das Buch ist reichhaltig illustriert, jede Abbildung mit einem kurzen Kommentar versehen. Allerdings weist die Biographie auch für eine populärwissenschaftlich angelegte Arbeit eine Reihe von technischen wie inhaltlichen Mankos auf, über die man kaum hinwegsehen kann. Einerseits haben sich die Autoren für einen wissenschaftlichen Apparat mit Anmerkungen entschieden, die das Auffinden der Zitate wesentlich erleichtern. Die Endnoten sind jedoch spärlich gesetzt und werden auch nicht konsequent verwendet, sodass trotzdem zahlreiche Zitate in der Luft hängen bleiben und nicht zugeordnet werden können. Für manche Fachbegriffe wäre ein kleines Glossar wünschenswert gewesen, das auch dazu beigetragen hätte, Doppelungen im Text zu vermeiden und dem Leseverständnis insgesamt entgegengekommen wäre (z. B. S. 174 ‚Kreosot‘; S. 154 Vergleich Gulden/Francs). Die Autoren liefern zwar dankenswerterweise eine Fülle von Details, die für sich interessant sind und die sicherlich in dieser Form für den einzelnen nur schwer zu erheben gewesen wären. Dadurch verliert sich aber im Lesen immer wieder der Erzählstrang. So hätte man beispielsweise die regelmäßig aufgenommenen Zitate zu Betriebskonzessionen wie diversen Aufzählungen textlich einfach absetzen können, etwa als Infokästen (z. B. S. 127, 134, 155, 210 etc.). Das mit wenigen Zeilen zu kurz geratene und eher salopp gehaltene Vorwort sowie den Epilog (mit dem Abdruck eines Artikels aus dem Boten für Tirol) hätte man besser als Rahmen für einen Erzählbogen nutzen können. Zudem ist selbst der Epilog (Bote für Tirol und Vorarlberg v. 19.12.1867, Nr. 292, S. 1422) unvollständig zitiert und (nicht nachvollziehbar) gekürzt wiedergegeben.

Aus inhaltlicher Sicht fehlt der Darstellung eine erkennbare Einbettung in die allgemeine sozioökonomische Entwicklung des 19. Jahrhunderts. So werden zwar

wirtschaftliche Fragestellungen der Finanzierung und der damit verbundenen mannigfachen Schwierigkeiten oder auch das Feld der Entwicklung der Arbeiterschaft, ihrer Rechte u. ä. immer wieder angerissen, eine übergreifende sinngebende Verknüpfung mit der Biographie und dem Schaffen Carl von Etzels fehlt jedoch. Insgesamt ist die vorliegende Biographie wohl ein verdienstvoll zusammengetragener Steinbruch an nützlichen, vorwiegend technischen Detailinformationen. Ob sie darüber hinaus auch das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit am Leben Carl von Etzels, seinem Schaffen und dem gesellschaftlichen Umfeld erfüllt, bleibt zu bezweifeln.

KURT SCHARR, Innsbruck

Die Festungen im Alttiroler Raum. I forti militari nel Tirolo storico, hg. von GUSTAV PFEIFER (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs, Sonderband 3), Edition Raetia, Bozen 2016. ISBN 978-88-7283-582-1, 400 S. mit zahlr. Abb.

Der vorliegende Sammelband, herausgegeben von Gustav Pfeifer im Rahmen der Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs, basiert auf zwei Kolloquien aus den Jahren 2013 und 2014 in der Franzensfeste, welche sich „multiperspektivisch“ mit der Errichtung, der Funktion und der Nutzung von Festungen im Alttiroler Raum auseinandersetzen. Hierbei legten Veranstaltende wie Teilnehmende den zeitlichen Schwerpunkt vom Vormärz bis in die Gegenwart.

Gewissermaßen als gesamtpolitischen Einstieg in diese Zeitspanne erläutert BRIGITTE MAZOHLE die politischen Entwicklungen der Habsburgermonarchie im 19. Jahrhundert und die daraus resultierenden Militär- und Verteidigungsstrategien für den Südtiroler Raum. GUNDA BARTH-SCALMANI fokussiert sich daran anschließend auf den Ersten Weltkrieg zwischen 1914 und 1918 und stellt die Frage nach den regionalen Folgen dieses globalen Ereignisses. ROBERT RILL beleuchtet das Rahmenthema wiederum aus Sicht der Militärverwaltung anhand von Quellen aus dem Kriegsarchiv in Wien. Vor dem Hintergrund der geostrategischen Überlegungen der verantwortlichen Militärs erscheint gerade hier die Betrachtung des Tiroler Raums sehr lohnenswert. NICOLA FONTANA, ein Mitbegründer der Österreichischen Gesellschaft für Festungsforschung (OeGF), erläutert den konkreten Projekt- und Bauverlauf einer Festung am Beispiel der Entstehung der Franzensfeste ebenso anschaulich wie allgemeiner die ehemaligen österreichischen Festungen des Trentino zwischen dem Ersten Weltkrieg und dem Ende der 1930er-Jahre. Am Beispiel der Franzensfeste beleuchtet HANS HEISS detailliert die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen, die ein Festungsbau neben seinem rein militärischen Charakter auf die jeweilige Umgebung bzw. Region hatte. In diesem Zusammenhang referiert auch REINFRID VERGEINER über die Werke bzw. Bauvorhaben der Geniedirektion Brixen. WILLIBALD ROSNER setzt sich in seinen Beiträgen gezielt mit den Südtiroler Landesbefestigungen im 19. Jahrhundert und deren Verwendung im Ersten Weltkrieg auseinander. Basierend auf seinem Vortrag zum k. u. k. Befestigungsentwurf von 1878 bis 1914 vermittelt RUDI ROLF dem Leser anhand von drei Beispielen mit erklärenden Illustrationen einen Eindruck von der Planungsentwicklung für eine Festung. Ein weiteres regionales Beispiel einer Festungsanlage vermittelt LUCA GIROTTO mit der Festung Brenta-Cismon zwischen 1866 und 1918, welche dezidiert als Absperrungsanlage konzipiert und gebaut wurde. Abgerundet wird dieser Abschnitt von VOLKER

PACHAUER mit einem Überblick über Bautechniken und Architektur der ehemaligen k. u. k. Befestigungsanlagen.

Der zweite Abschnitt widmet sich mit seinen Beiträgen aktuellen Themen rund um die Festungen im Altiroler Raum. Den Anfang machen VALENTINA BARBACOVI und SANDRO FLAIM mit einer Zusammenfassung der Bemühungen um die Restaurierung bzw. Wiederherstellung der Festungen des Trentino. MEINRAD PIZZININI fokussiert sich in diesem Kontext auf die Franzensfeste und ihre nunmehr hundertjährige Geschichte seit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Neben der Nutzung der Festung durch die italienische Armee sind hierbei insbesondere auch die neuen Verwendungszwecke der Festung seit 2013 – wie etwa als Veranstaltungsort für wissenschaftliche Kolloquien – erwähnenswert.

Abschließend fasst ELLINOR FORSTER alle Beiträge mit ihren Schwerpunkten und der Einbettung in die jeweiligen historischen Rahmenbedingungen zusammen und kommt zu dem Schluss, dass unabhängig von der Entstehung und der Nutzung die eigentlichen Bewohner der Festungen in allen Beiträgen entweder gar nicht und nur marginal vorkommen: die Soldaten. Forster sieht dies dezidiert als Desiderat der Festungsforschung und fordert daher einen Anschluss an die Kulturgeschichte in der Tradition der 1970er-Jahre, welche Individuen verstärkt in den Vordergrund der historischen Betrachtung rückt. Als mögliche Quellen nennt Forster beispielsweise Tagebücher oder auch Akten zu Dienstvergehen o. Ä. Gleichwohl betont Forster aber auch die Schwierigkeiten im Umgang mit diesen so genannten „Ego-Dokumenten“, welche einer entsprechenden Quellenkritik unterzogen werden müssten.

Der reichhaltige Sammelband macht eines deutlich: Die Festungsforschung bietet wie nur wenige andere Themen die Möglichkeit, verschiedenste Aspekte aus den Bereichen Geschichte, Wirtschaft, Soziologie und Technik mit dem Fokus auf eine bestimmte Region zu vereinen. Dies ist umso aufschlussreicher für eine Region wie den Altiroler Raum, welcher gerade im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert derart vielen Umbrüchen ausgesetzt war.

MARKUS SCHMIDGALL, Bregenz

Melachgeflüster. Allerlei Geschichten und Nachrichten aus dem Sellraintal. Ein historisches Lesebuch für Einheimische und Gäste, hg. von GEORG JÄGER, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0945-7, 672 S. mit zahlr. Abb.

Mit dem vorliegenden Buch knüpft der aus der Gemeinde Sellrain stammende Autor an seine beiden vor kurzem veröffentlichten Bände über die Heimattalschaft an, von denen der erste 2012 („Gletschermilch und Kirschsuppe“) und der zweite 2015 („Sommerfrische und Gipfelwind“) erschienen ist. Wie bei diesen Publikationen handelt es sich auch beim neu erschienenen Werk um ein Lesebuch zur historischen Landeskunde, in welchem er neben Aufsätzen vor allem Zeitungsartikel ediert hat. Dabei berücksichtigt er vorwiegend Beiträge aus der zweiten Hälfte des 19. und den ersten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Im Rahmen der gründlichen Recherchen erhob er neben Zeitschriftenaufsätzen auch viele nur schwer zugängliche, in lokalen Zeitungen erschienene kurze Artikel. Als Herausgeber war Georg Jäger bemüht, die Texte möglichst authentisch wiederzugeben, und behielt deshalb die ursprüngliche

Orthographie weitgehend bei. Um das Buch einheitlich zu gestalten und besser lesbar zu machen, gliedert er die Ausführungen durch viele Überschriften, die in den Originalausgaben häufig fehlen, und den Leser auf den Inhalt hinweisen. Er verzichtet jedoch auf ein Sachverzeichnis. Am Ende des Werkes ergänzt er die Sammlung durch Kurzbiographien „zu den Autoren“.

Während die früheren Monographien über das Sellraintal auf wenige Themen konzentriert sind, werden im vorliegenden Band zahlreiche unterschiedliche Aspekte behandelt. Die ersten Kapitel sind volkskundlichen Fragen gewidmet, wobei u. a. die schriftlich überlieferten Sagen und das Brauchtum berücksichtigt werden. Es folgen anekdotische Erzählungen sowie Berichte über Bergerlebnisse und über Naturkatastrophen, die das Sellraintal häufig heimgesucht haben. Viel Platz wird den Unglücksfällen gewidmet. Da die Zeitungen darüber in der Regel nur knapp berichten, sind die meisten Beiträge kurz. Um die Unfälle mit einem tödlichen Ausgang vollständig erfassen zu können, zog Georg Jäger die Angaben in den durch das Tiroler Landesarchiv digital aufbereiteten Sterbebüchern der Pfarren des Sellraintals heran. Die nächsten Kapitel gehen auf das Leben der Bergbauern, die Fischerei, die Jagd und die Wilderei ein. Auf diese folgen Ausführungen über die Tiroler Freiheitskriege, das Schützenwesen und den Ersten Weltkrieg. Das Kapitel über das kirchliche Leben enthält neben Hinweisen auf die religiösen Verhältnisse auch Lebensbilder von Pfarrern, die im Tal gewirkt haben. Kürzer fällt der Abschnitt über die schulischen Verhältnisse aus. Auf diesen folgen Schilderungen über die Frühzeit des Fremdenverkehrs, ehe Berichte über vom Gericht verfolgte Delikte den Band abschließen.

Mit diesem bemerkenswerten Sammelwerk hat Georg Jäger nicht nur zahlreiche, z. T. schwer greifbare Beiträge zur Geschichte des Sellraintals erschlossen, sondern auch ein bemerkenswertes „landeskundliches Lesebuch“ veröffentlicht, welches das frühere Leben in diesem vom Bergbauernstum geprägten Tal anhand von zeitgenössischen Berichten anschaulich schildert und das allmähliche Einsetzen des modernen Strukturwandels verdeutlicht. Hervorragende, gut ausgewählte Bilddokumente ergänzen die Texte, die ein breites Spektrum von lokalen Gegebenheiten beschreiben. Daher spricht der umfangreiche Band in erster Linie die Einheimischen an. Darüber hinaus kann er allen landeskundlich Interessierten empfohlen werden, die sich mit den Veränderungen im alpinen Lebensraum während der vergangenen 200 Jahre beschäftigen.

HUGO PENZ, Innsbruck

HANS GRIESSMAIR, **Stuben und Möbel im Tiroler Bauernhaus**, Athesia, Bozen 2016. ISBN 978-88-6839-206-2, 144 S. mit zahlr. Farbabb.

Der sachliche Titel dieses sehens- und auch lesenswerten Buches erspart der Leserschaft eine längere Einleitung. Der Autor Hans Griessmair geht in seiner Publikation „Stuben und Möbel im Tiroler Bauernhaus“ mit seinen Ausführungen über den Buchtitel hinaus und stellt auch den Hausrat in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Die beinahe ausschließlich in Farbe gehaltenen Aufnahmen zeigen Stuben, einige Kleingegegenstände, Detailaufnahmen von Stubenausstattungen und zum größten Teil Truhen und Kästen, die sich hauptsächlich im Südtiroler Landesmuseum in Dietenheim befinden.

Die ansprechenden und großformatigen Fotografien präsentieren die reichhaltige, abwechslungsreiche und farbenfrohe Ausgestaltung der Möbelstücke und geben so Auskunft über ihre Entstehung und die Lebensverhältnisse des jeweiligen Zeitabschnitts.

Am Beginn einzelner Kapitel geht der Autor der spannenden Fragestellung nach der Herleitung der für das bäuerliche Alltagsleben wichtigen Begriffe nach, wie z. B. *Stube*, *Kredenz*, *Kasten* usw. Somit wird die ursprüngliche Verwendung eines Wortes über die Entwicklungsgeschichte bis hin zu unserem heutigen Sprachgebrauch erklärt. Die Sachverhalte werden in einen neuen Kontext gestellt und geben eine Erklärung über den Aufstellungsort – beispielsweise die Kredenz als schlichtes Gebrauchsmöbel zum Anrichten in Wohnküchen. Besonders die exakte Verwendung der Begriffe ist dem Autor wichtig, um einer Nivellierung der Benennungen entgegenzuwirken.

Dieses Buch kann als Aufforderung angesehen werden, sich mit dem Leben in den Stuben und Kammern auseinanderzusetzen und die oftmals großzügige Bemalung und Ornamentik nicht bloß als Schmuckform, sondern auch als Zeichen tiefer Religiosität zu verstehen. Es beinhaltet auch die beruhigende Botschaft, dass sich zahlreiche Museen um die Erhaltung der profanen Alltagskultur kümmern, die gerne als zu selbstverständlich angesehen wird. Die einfachen, kleinen und zarten Dinge im Alltag bergen wegen ihrer künstlerisch vielfältigen und ansprechenden Gestaltung Informationen in sich, auf die man erst durch eingehende Betrachtung aufmerksam wird.

Das Buch von Hans Griesmair kann als Einführung für Leserinnen und Leser in das Thema Historie der Tiroler Bauernmöbel und der Tiroler Stube gesehen werden, das mit zahlreichen Bildern bisher unveröffentlichter Möbelstücke reich illustriert ist. Ein Literaturverzeichnis am Schluss der Publikation weist auf weiterführende Fachlektüre zur Vertiefung in das Sachthema hin.

Zum Autor erfährt man im Band kaum etwas; das sei hier nachgeholt: Der Südtiroler Volkskundler Hans Griesmair ist nicht nur in Fachkreisen kein Unbekannter. Er war Direktor des Südtiroler Landesmuseums für Volkskunde in Dietenheim bei Bruneck und ist ein profunder Kenner seines Faches, der zahlreiche kulturwissenschaftliche Publikationen veröffentlicht hat. Sein erzählerischer Schreibstil eröffnet diese komplexe Thematik einem breiten Lesepublikum.

THOMAS BERTAGNOLLI, Kramsach

HANSJÖRG BADER, **Sterbebilder in Tirol. Vom Gebetsaufruf zur Erinnerung**, Edition Tirol, Reith i. A. 2016. ISBN 978-3-85361-199-9, 323 S.

Vorweg: ich habe mich über das Erscheinen des vorliegenden Buches gefreut, weil ich weiß, dass es Ergebnisse jahrelangen Forschens des Autors enthält, der hier seine Magister- wie seine Doktorarbeit – beide geschrieben am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck – gesammelt vorlegt, zugleich aber auch eine Arbeit abschließt, die er in seiner berufsaktiven Zeit als Mitarbeiter des Tiroler Volkskunstmuseums begonnen hat. – Der Band verspricht laut Covertitel „Sterbebilder. Vom Gebetsaufruf zur Erinnerung“ so etwas wie ein Standardwerk für diese Art von Gebrauchsgrafik zu sein. Die geografische Einschränkung auf Tirol folgt nach Öffnen des Buches; noch näher definiert wird der Forschungsgegenstand bei der Angabe der Materialgrundlage: eine in ihrer Provenienz nicht mehr rekonstruierbare Sammlung im Volkskunstmuseum Innsbruck, erweitert um (laut Vorwort) Exemplare aus dem

Vorarlberger Landesarchiv sowie privater Sammler (S. 14); laut Zusammenfassung ist hingegen als zweite große Sammlung der Sterbebilderbestand des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum in die Untersuchung eingeflossen (S. 304). Basis der Studie ist somit die Auswertung von rund 5.800 Bildern aus der Zeit von 1795 bis 2010. Der Hinweis auf diese Inkohärenz ist (leider) typisch für dieses Buch: Immer wieder trifft man auf Widersprüchliches bzw. auf Ungenauigkeiten. Ein aufmerksamer Lektor hätte sich unbedingt vor der Drucklegung dieses Manuskripts annehmen müssen. Ihm hätte z. B. auch auffallen müssen, dass dieses reich bebilderte Buch gerade an seiner ansprechenden Ausstattung Schaden leidet: Die Reproduktion einer Vielzahl der besprochenen Bilder erlaubt einen Vergleich der tatsächlichen, sei es handschriftlichen oder in Fraktur gesetzten, Aufschriften mit deren Wiedergabe durch den Autor. Bisweilen lösen die gebotenen Lesungen Verwunderung aus: Gewinnt eine auf einem Heiligenbild niedergeschriebene Notiz „Zum Andenken von meiner lieben Mutter ...“ nicht doch eine andere Bedeutung als die vom Autor gedruckt wiedergegebene „Zum Gedenken an meine liebe Mutter...“ (S. 25)? Eine Folge dieser Verlesung ist dann wohl auch das Außerachtlassen der von anderer Hand niedergeschriebenen Buchstabenkombination „D. L. M.“, die als Widmung (?) verstanden werden kann. Geradezu verkehrt wird die Aussage in einer gereimten gedruckten (in Fraktur) Erinnerung an einen bereits am 7. April 1848 bei Goito gefallenen Tiroler Kaiserjäger, der sich mit dem Ruf „Vorant! Vorant! Den Hauptmann rächt, der hier | Gefallen!“ Mut zusprach, ehe er selbst tödlich getroffen wurde. S. 68 liest man hingegen: „Vorant! Vorant! Der Hauptmann rächt, die hie | Gefallen“ (S. 66 Bild, S. 68 Text). Auch andere Transkriptionsfehler sind enttäuschend, zumal sie ein falsches Bild auf die Rechtschreibkenntnisse der Auftraggeber bzw. Produzenten der Bildchen werfen. Im „am 26. Mai 1851 um 9 Uhr früh“ verstorbenen Wiltener Abt Alois Röggl den „bewertesten“ und nicht – recte – den kalligrafisch (in Lettern, die an die lateinische Schreibschrift angelehnt sind) gesetzten „bewährtesten Freund“ zu betrauern (S. 79), fällt z. B. unter die unkorrigierten Verirrungen. Auch ein anderer geistlicher Herr wird in falschem Zusammenhang zitiert: Bei der Frage, wann die ersten Daumnagel-großen Porträtfotos auf Sterbebildchen zu finden sind, wird unter fehlerhafter (und damit von mir im Originalkontext nicht überprüfbarer) Berufung auf einen Beitrag von H. Mang angeführt, dass „das erste Sterbebild mit einem Bildnis des Verstorbenen für Fürstbischof Tschiderer im Jahre 1860“ ausgegeben worden sei, das Bild aber vom Verfasser „in keiner Sammlung gefunden werden konnte“; das Sterbebild befindet sich allerdings sehr wohl unter dem jedem Benutzer einsehbaren Altbestand der Ferdinandeumbibliothek. Nicht foto-, sondern lithografisch ist darauf das Porträt des am 3. Dezember 1860 verschiedenen Würdenträgers festgehalten. Damit, so beweist der vom Autor untersuchte Fundus, ist Tschiderers Bild weder innovativ, was die Abbildung der Gesichtszüge des Verstorbenen betrifft (s. abgebildete Beispiele von 1836, S. 57, oder von Feber 1860, S. 58), noch das früheste Beispiel einer Porträtfotografie auf einem Sterbebild. Fehler haben sich – so erkläre ich es mir – beim Zusammenführen der beiden akademischen Abschlussarbeiten bei den Verweisen ergeben: So sucht man vergeblich die unter Anm. 117 angeführte „Abb. 4, Kap. II, S. 40“; man wird die bezügliche Lithografie 20 Seiten weiter als Abb. 61 auf S. 65 finden. Anderes, wie z. B. vertauschte Tabellenspaltenbezeichnungen (z. B. S. 166), kann der Leser leichter berichtigen.

Damit mag der Hinweis auf Schwachstellen beendet sein. Dennoch liegt eine wichtige Tirolensie vor: Sie behandelt erstmals umfassend ein Thema, das vielen ver-

traut ist, denn wer bewahrt nicht selbst solche Beispiele bildlicher Erinnerungen an Verwandte oder Bekannte auf, die heute wieder, dank der All-inclusive-Angebote der Bestattungsunternehmen, allgemein verbreitet sind? Bader hat sich einen standardisierten Fragenkatalog zurechtgelegt, mit dessen Hilfe er alle von ihm untersuchten Bilder sowohl nach Gestaltung und Aufbau ihrer Vorder-/Bild- wie nach ihrer Rück-/Textseite beschrieben hat (insgesamt interessierten ihn laut eigener Aussage 41, laut abgebildetem Fragenkatalog 36 Kriterien, S. 15 f.). Diese Aufnahme erlaubt ihm einerseits die statistische Auswertung des berücksichtigten Bestandes, lässt ihn jedoch andererseits auch jeweils zeittypische Charakteristika dieser Drucksorte über einen Zeitraum von mehr als 200 Jahren erkennen. Die wesentliche Entwicklung nimmt der Untertitel bereits vorweg: vom Gebetsaufruf zur Erinnerung, vom schlichten, auf ein beliebiges Bildchen gesetztes „Bethe für die Seele des N.N. inkl. Lebensdaten“ (vgl. das älteste aus dem Tiroler Raum stammende abgebildete Bildchen von 1795, Abb. 1, S. 24) hin zur schlichten Formulierung ohne religiösen Kontext: „Zur Erinnerung an N.N. inkl. Lebensdaten“ (vgl. z. B. Erinnerungsbild an Paul Flora, abgebildet S. 228). Anstelle einer Heiligendarstellung auf der Bildseite (der hl. Werner, S. 24) rückt ein weltliches Sujet (ein für Flora typischer, von ihm gezeichneter Rabe, S. 228). Aus dem religiösen Kontext gelöste Erinnerungsbildchen sind jedoch keine Neuerung des auslaufenden 20. und 21. Jahrhunderts. Schon Ende des 19. Jahrhunderts gab es „auch ‚die anderen‘“, wie Bader salopp zu Beginn seines IV. Kapitels notiert: „die Nationalliberalen und Antiklerikalen“ (S. 93). An sie erinnern – schlichte – Sterbebildchen (vgl. Abb. 1, S. 93). Auch aus der Zeit, in der ein frommes Gedenken an Verstorbene von Staats wegen nicht gutgeheißen wurde, bringt Bader Beispiele: Hofften manche Eltern noch, ihr den „Heldentod“ gestorbener Sohn möge „in Gottes heiligem Frieden“ ruhen (z. B. Abb. 23, S. 258), so verzichteten andere auf den religiösen Konnex und setzten zur Zeit des Zweiten Weltkriegs auf die gängigen politischen Parolen (z. B. Abb. 24, S. 259). Dass (auch Sterbe-)Bilder bisweilen korrekturbedürftig sind, belegt Bader anhand von zwei Bildern, die an den gebürtigen Feldkircher Pallottiner-Pater Franz Reinisch PSM erinnern: Dürfte – so vermutet Bader – das frühere unmittelbar nach der Nachricht vom Tod des Geistlichen 1942 in Umlauf gebracht worden sein („Er starb am 21.VIII.1942 5h früh für ein besseres christliches Vaterland ...“), nennt das wohl erst nach dem Zweiten Weltkrieg aufgelegte die näheren Umstände seines Todes („Er wurde wegen seiner Treue zu Gott und zu seinem Vaterlande Österreich von den Neuheiden in Brandenburg-Preußen enthauptet.“ Vgl. Abb. 3 und 4, S. 275). Durch solche Beispiele wird – ganz abgesehen davon, dass jedes Sterbebildchen mit einer ganz bestimmten historischen Person verknüpft ist und damit, je nach Ausführlichkeit des beigegebenen Textes, ein Menschenschicksal erzählt – das Buch auch für Historiker aller Sparten (z. B. Medizin-, Kultur- oder Wirtschaftshistoriker) zur auswertbaren Quelle. Da einer von Baders Schwerpunkten auf der Frage der Herstellungstechniken liegt, bringt er auch einen kurzen Überblick über die maßgeblichen Drucker im Tiroler Raum. An die ersten hier tätigen Lithografen erinnert er ebenso wie an die Erzeugnisse von Redlich oder Czichna oder an Importwaren in Form von „Halbfertigprodukten“ aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz: Die aus dem Ausland bezogenen Bildseiten wurden von Tiroler Druckern mit persönlichen Textseiten bedruckt und damit individualisiert (vgl. S. 106 ff.). Dabei konnte es schon vorkommen, dass ein und dieselbe Textseite auf verschiedene Bildseiten gedruckt wurde, es somit mehrere ver-

schiedene Sterbebilder auf ein und denselben Toten gibt (31 verschiedene Bildseiten erinnern z. B. jeweils mit unveränderter Textseite an die 1881 verstorbene Witwe Sofia Kravogl). Diese Art des Recyclings vorrätiger Bildseiten wurde durch die mehr oder weniger genormte Bildgröße ermöglicht. Auch aus theologischer Sicht bietet das Buch Interessantes, etwa wenn Fragen nach bevorzugten Heiligendarstellungen auf den Bildseiten, nach der Funktion von Ablass-Hinweisen oder der Verwendung der Farbe schwarz im Trauerkontext erörtert werden.

Die Publikation bringt viel und daher bringt sie manchem etwas, – doch um zufrieden damit zu sein, müsste sie noch einmal überarbeitet werden. In der vorliegenden Form ist der kritische Leser gefordert!

ELLEN HASTABA, Innsbruck

MARKUS WURZER, „Nachts hörten wir Hyänen und Schakale heulen.“ Das Tagebuch eines Südtirolers aus dem Italienisch-Abessinischen Krieg 1935–1936 (Erfahren – Erinnern – Bewahren. Schriftenreihe des Zentrums für Erinnerungskultur und Geschichtsforschung 6), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0943-3, 164 S. mit mehreren Abb.

Mussolinis verspäteter Kolonialkrieg am Horn von Afrika besaß weltpolitische Bedeutung: Der unangekündigte Überfall auf das Völkerbund-Mitglied Abessinien am 3. Oktober 1935 beendete die Zusammenarbeit mit Italien, die die europäischen Großmächte eingegangen waren, um Hitler einzudämmen. Die dadurch entstandene außenpolitische Isolierung Mussolinis führte in einem nächsten Schritt zur Annäherung an das Deutsche Reich und schließlich zur „Achse“ Berlin–Rom. Erst aus dieser Konstellation ergaben sich für Hitler die entscheidenden Spielräume für seine aggressive Expansionspolitik, die den Zweiten Weltkrieg auslöste. Der Abessinienkrieg der Jahre 1935/36 zählt dennoch zu den lange vergessenen Kriegen des 20. Jahrhunderts, wie Markus Wurzer in der Einleitung schreibt, und er skizziert auch die Gründe, die seiner Erforschung im Wege standen. Für den Südtirol-spezifischen Fokus seines Buches trifft Ähnliches zu. Die vorhandenen Impulsstudien sind bis auf wenige Ausnahmen in einem Band aus dem Jahr 2006 versammelt, der sich der Initiative des Südtiroler Landesarchivs verdankte.

Insgesamt wurden 1.118 Südtiroler (bei einer deutsch- bzw. ladinischsprachigen Bevölkerung von rund 200.000 Personen) in italienischer Uniform nach Afrika verschifft (198 entzogen sich dem Einrückungsbefehl durch Desertion über die Grenze). Das Bauernland Südtirol stellte einfache Soldaten, die sich zudem selber als Opfer der imperialen Politik Roms verstanden. Es liegt an dieser Ausgangslage, dass die aus der regionalgeschichtlichen Perspektive in den Blick kommenden Themen vielfach einer Militärgeschichte „von unten“ zugeordnet sind. Wurzer formuliert für seine Untersuchung drei Fragenkomplexe: Den ersten Fokus legt er auf die Erfahrung des Krieges, einen zweiten auf die Analyse der Begegnung mit dem fremden afrikanischen Kontinent. Drittens geht es Wurzer darum zu klären, wie sich ein Angehöriger einer deutschsprachigen Minderheit in einer italienischen und faschistischen Armee selber wahrnahm.

Den einfachen Soldaten im Kriegseinsatz eine Geschichte jenseits unpersönlicher Statistik zu geben, indem ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Sinndeutungen in den Vor-

dergrund gerückt werden, erfordert das Vorhandensein von Quellen aus der Gruppe der Selbstzeugnisse wie Briefe, Memoiren etc. Wurzer hatte das Glück, auf ein Kriegstagebuch zu stoßen, das im Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde in Dietenheim lange Zeit unbeachtet aufbewahrt worden war und im Anhang der Publikation (S. 117–145) nun auch als Edition zugänglich ist. Es war das erste aufgetauchte Tagebuch eines Südtiroler Kriegsteilnehmers, und auch in italienischer Sprache fand sich kein weiteres, weder in edierter Form noch in den Beständen der einschlägigen Archive.

Wurzers Studie ist aus einer an der Universität Graz approbierten Diplomarbeit hervorgegangen. Wie bei einer solchen Qualifizierungsschrift vorgeschrieben, werden theoretische Rahmung und methodologische Überlegungen, die den Quellenwert und die Erkenntnischancen von Kriegstagebüchern betreffen, genau erörtert, bevor sich der Autor daran macht, die sich daraus ergebenden Anforderungen und Möglichkeiten umzusetzen. Weil Kriegserlebnisse und Beobachtungen, so neu, fremd und überwältigend sie auch sein mögen, immer an Vorerfahrungen gemessen werden und zahlreiche weitere das Bewusstsein prägende Filter, wie Herkunft, Bildung, Weltanschauung etc., den Wahrnehmungs- und Schreibprozess beeinflussen, stellt Wurzer der Untersuchung des Tagesbuchs eine ausführliche Biographie des Diaristen voran. Andrä Ralsler (ein Pseudonym auf Wunsch der Nachkommen), 1911 in der Nähe von Sterzing auf einem recht stattlichen Bauernhof geboren, entstammte einer Familie, in der man vieles aufhob und aufschrieb. Dies bescherte Wurzer den glücklichen Umstand, neben der behördlichen Überlieferung auf Briefe, Postkarten, Wirtschaftsunterlagen und nicht zuletzt eine Hofchronik zurückgreifen zu können. Andrä, der den Hof später erben und bis zu seinem Tod im Alter von 72 Jahren führen sollte, genoss auch ein wenig mehr Bildung als für die damalige Zeit und die dörfliche, von Arbeit und Religion geprägte Lebenswelt üblich. Wie im Grunde für die gesamte Südtiroler Bevölkerung zutreffend, waren es indessen die großen, übergeordneten politischen Veränderungen, die sein Leben zu einem „bewegten“ machten, als welches es die Kapitelüberschrift bezeichnet. Andrä gehörte zu einem Geburtsjahrgang, der in der Schule noch nicht mit der rigorosen Italianisierungspolitik der Faschisten konfrontiert war und den Unterricht auf Deutsch erhielt. Spätestens in den Jahren 1932/33, als es ihn in der Gesellschaft nur ganz weniger weiterer Landsmänner zur Ableistung eines 18-monatigen Wehrdiensts ausgerechnet nach Palermo verschlug, kam er in intensiven Kontakt mit seinem neuen „Vaterland“ und war als „Deutscher“ zudem mit abschätziger Behandlung konfrontiert. Er reagierte mit Pragmatismus – verbesserte sein Italienisch und fügte sich in die von ihm geforderte Pflichterfüllung. Im Frühjahr 1935 wurde er erneut einberufen, um dann am 13. Juni in bedrückter Stimmung in Livorno das Schiff Richtung Afrika zu besteigen. An diesem Tag schrieb Ralsler den ersten Eintrag in sein Tagebuch. Nach mehreren Monaten in der italienischen Kolonie Eritrea, die mit Manövern und der Errichtung von Nachschublinien vergingen, begannen Anfang Oktober die eigentlichen Kampfhandlungen, auf deren Höhepunkt das Tagebuch aus unbekanntem Gründen abbricht. Der letzte Eintrag datiert vom 31. März 1936, nachdem Ralsler schon bald nach Kriegsausbruch von täglichen zu unregelmäßigen Sammeleintragungen übergegangen war. Wie es ihm danach erging, ließ sich nur lückenhaft rekonstruieren. Am 5. Mai 1936 verkündete Mussolini das siegreiche Ende des Krieges, zu einem wirklichen Ende der Kampfhandlungen kam es indessen nie. Dadurch dürfte sich auch Ralsers Heimreise verzögert haben. Erst am 7. Januar 1937 betrat er in Neapel wieder europäischen Boden.

Der Nachzeichnung des Lebens von Andrä Ralser folgt eine äußerst sorgfältige quellenkritische Untersuchung des Tagebuchs. Im Hinblick auf ihre formalen Aspekte werden etwa die Entwicklung der Schreibmenge und die möglichen schreibanregenden bzw. -hemmenden Faktoren behandelt. Anschließend werden die sprachlichen und stilistischen Eigenheiten in den Blick genommen. Diese stehen teilweise mit der Textsorte in Zusammenhang – ein recht freier Umgang mit orthographischen und grammatikalischen Regeln, aber auch Gedankensprünge und Lückenhaftigkeit zählen zur typischen Charakteristik von Tagebüchern. Dagegen ist der verwendete Wortschatz eng mit der Biographie des Autors verknüpft. Ralser schrieb – nicht selten innerhalb eines (Halb-)Satzes – in einer wilden Mischung aus Hochdeutsch, Dialekt und Italienisch, wobei die Wahl der Sprache allerdings einer gewissen inneren Logik folgte. Als Nächstes führt Wurzer eine Erhebung und Systematisierung der Inhalte durch, die Ralser in einem sprunghaften und verknäpften, meist rein dokumentarischen Stil anschneidet. Kommentare und Bewertungen, die Einblicke in seine Gemütslage gewähren, sind keineswegs der Normalfall. Um feststellen zu können, wofür sich Ralser besonders interessierte bzw. was für ihn Bedeutung besaß, ordnet Wurzer die Tagebucheinträge 16 unterschiedlichen Themenkomplexen zu und wertet anschließend aus, wie häufig diese jeweils angesprochen werden. Dabei zeigt sich, dass das Augenmerk weniger „Land und Leuten“ oder etwa dem Feind galt. Vielmehr sind es dienstliche Vorgänge (mit welchen Tätigkeiten der eigene Tag ausgefüllt war) bzw. Beobachtungen, die sich allgemein auf die italienische Armee beziehen, die am meisten Platz einnehmen, gefolgt vom Thema Versorgung (was kam auf den Teller, wie stand es um die Unterkunft, die Hygiene usw.). Am Ende der quellenkritischen Bestandsaufnahme stellt Wurzer die Frage nach dem Zweck des Textes. Warum schrieb Ralser, der selber eine explizite Erklärung schuldig bleibt? Ausgehend davon, wie bzw. worüber geschrieben wird, zieht Wurzer den plausiblen Schluss, dass das Tagebuch für Ralser verschiedene Funktionen erfüllte. Es diente als Gedächtnisstütze im Hinblick auf die neuen und außergewöhnlichen Eindrücke genauso wie der Selbstvergewisserung und gedanklichen Flucht. Das Festhalten der Erlebnisse und das gelegentliche Äußern von Gefühlen und Meinungen bedeutete gewissermaßen eine Einkehr bei sich selber und war nicht zuletzt ein Versuch zu verarbeiten, dass aus einem Bauern ein völlig fremdbestimmter Frontsoldat an einem völlig fremden Ort geworden war.

Das letzte Kapitel (S. 75–110) schließlich kommt auf die einleitend formulierten drei Fragestellungen zurück. In Bezug auf das wissenschaftliche Vorgehen, bei dem Wurzer lehrbuchartig-genau den unverwüstlichen Regeln der historisch-kritischen Methode folgt, lässt sich auch sagen, dass auf die Befunde der Quellenkritik aufbauend zur Interpretation geschritten wird. Für den ersten Forschungsfokus werden die dem Textkörper zu entnehmenden Kriegserfahrungen nach verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet: Wie war das Alltagsleben des Soldaten Ralser strukturiert, welche Missstände beklagte er, was bedingte seine Kritik an den unmittelbaren Vorgesetzten und wie äußerte er sich über die verschiedenen Dimensionen der Gewalt im Krieg? Gerade beim letzten Punkt „enttäuscht“ Ralsers Tagebuch, da man gerne gewusst hätte, wie ein Frontsoldat den Vernichtungscharakter der italienischen Kriegsführung wahrnahm. Wurzer vermutet, dass Ralser aus Gründen der Selbstzensur nicht alles aufschrieb, was er in diesem Bereich erlebte. Zu beweisen ist das nicht, aber plausibel, fällt doch auf, dass Ralser weitere Themen aussparte, beispielsweise schrieb er nichts über Frauen. Ebenfalls mehr zwischen den Zeilen zu

greifen steht dennoch fest, dass Ralsler kein begeisterter Soldat war. Trotzdem haderte er nicht, sondern nahm es hin, für Italien zu kämpfen, obwohl er keine patriotischen Gefühle hegte. Werte wie Pflichterfüllung, Gehorsam und Tapferkeit galten in der Welt, aus der er kam, genauso, und dies gab der nötigen Anpassung an die Umstände offenbar einen gewissen Sinn. Der zweite Forschungsfokus ist auf Ralsers Afrika-Erfahrungen gerichtet. Einerseits wird deutlich, dass die bäuerliche Herkunft und die eigene Religiosität Ralsers Aufmerksamkeit steuerten und ihn zu Vergleichen anregten. Andererseits attestiert ihm Wurzer (angelehnt an die Orientalismus-Theorie von Edward Said), im geistigen Marschgepäck bereits eine kulturell „vorgefertigte“, von der europäischen Überlegenheit überzeugte Differenz-Erwartung nach Afrika mitgebracht zu haben. Dies schlug sich dann in Form stereotyper Bilder und klischeehafter Bewertungen im Tagebuch nieder. Last but not least geht es – drittens – um Ralsler selber. Er empfand sich – in Afrika – als Europäer, darüber hinaus war er deutschsprachiger Südtiroler, italienischer Soldat, innerhalb der Streitkräfte ein Caporale Maggiore des 3. Bersaglieri-Regiments. Was lässt sich anhand der Notizen über sein Identitäts- bzw. Zugehörigkeitskonzept aussagen? Inspiriert vom Hybriditäts-Begriff der postkolonialen Theorie, der sich gegenseitig ausschließende Identitätsfestlegungen (z. B. italienisch/deutsch) ablehnt, werden hierfür die im Tagebuch skizzierten Fremd- und Selbstbilder unter die Lupe genommen. Wenig überraschend kommt heraus, dass Ralsler seine Zugehörigkeit situationsabhängig definierte. Der Kontakt zu den insgesamt 39 Landsmännern in seinem Regiment gab ihm moralischen Halt und in Sachen Durchhaltevermögen und Pflichtbewusstsein fühlte er sich als deutschsprachiger Südtiroler seinen italienischen Kameraden überlegen. Die Formulierung „meine Bersaglieri“ floss ihm dennoch aus der Feder.

Durch die Beantwortung dieser drei Fragen die „Südtiroler ‚Kriegermentalität‘ zu rekonstruieren [...] und damit gleichzeitig einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der Mentalitätsgeschichte des Abessinienkrieges zu leisten“ (S. 15), bildete für Wurzer das Ziel der Studie. Diese Vorgabe wird erfüllt – unter der Prämisse, dass es sich bei André Ralsler um ein repräsentatives Fallbeispiel handelt. Wurzer hat in der Zwischenzeit ein zweites Tagebuch entdeckt, wie er in der Einleitung mitteilt. Dies eröffnet Überprüfungsmöglichkeiten auch im Hinblick auf manche Ralsler zugeschriebene Haltung, die sich nur auf eine einzige Textstelle stützen kann. Neben der Relevanz der Themenstellung sind es die sorgfältige, quellennahe Arbeitsweise, die zusätzlichen Archivrecherchen, die Berücksichtigung der aktuellen geschichtstheoretischen und sonstigen Sekundärliteratur sowie die klare Argumentation und Sprache, die die Qualität dieses Buches ausmachen.

INGRID BÖHLER, Innsbruck

THOMAS CASAGRANDE, **Südtiroler in der Waffen-SS. Vorbildliche Haltung, fanatische Überzeugung**, Edition Raetia, Bozen 2015, ISBN 978-88-7283-539-5, 240 S.

Kriegerdenkmäler finden sich in vielen Südtiroler Gemeinden. Formal und auch inhaltlich divers, ist den meisten doch eines gemeinsam: die namentliche Nennung der Kriegssopfer. Welche Angaben darüber hinaus auf den in der Regel zeitnah entstandenen Erinnerungszeichen angebracht wurden, folgte offenkundig keinem Standard. Dort jedoch, wo man sich dazu entschloss, die Namen um Dienstränge,

Einheiten oder gar Sterbebilder der Gefallenen zu ergänzen, finden wir im Normalfall auch Hinweise auf die Waffen-SS – Fotos von Soldaten mit SS-Runen auf den Kragenspiegeln sprechen eine ebenso eindeutige Sprache wie die Bezeichnung „SS Unterscharführer“ oder wenn ein Gefallener bei der „H.J.Div.“ [= 12. SS-Panzer-Division Hitlerjugend] gedient hatte (siehe als Beispiele die Friedhöfe von Brixen, Bruneck und Algund, im Internet dokumentiert auf: http://www.denkmalprojekt.org/covers_intl/italien.htm). Auf die Frage, wie es dazu kommen konnte, dass die vom Internationalen Militärtribunal in Nürnberg zur verbrecherischen Organisation erklärte Waffen-SS in der Geschichte Südtirols eine Rolle spielte, liefert das vorliegende Buch von Thomas Casagrande umfassende und kundige Antworten.

Die SS unterhielt schon vor dem Zweiten Weltkrieg aus Berufssoldaten bestehende militärische Verbände. Vor dem Hintergrund des Polenfeldzuges verschmolzen diese zur Waffen-SS. Beim Ausbau ihrer Truppen sah sie sich jedoch gegenüber der Wehrmacht im Nachteil, denn sie verfügte nicht wie diese über das Mittel der Einberufung, sondern war auf freiwillige Meldungen angewiesen. Dieser Umstand bewirkte, dass sich das Augenmerk schon bald auf die Rekrutierung sogenannter Volksdeutscher richtete; bereits 1940 stellten sie mehr als 20 Prozent der Waffen-SS. Im Verlauf des menschenverschleißenden Krieges kamen zudem Ausländer (in erster Linie aus den eroberten Gebieten) dazu, wobei das Merkmal der Freiwilligkeit zunehmend dem Zwang wich.

Der Autor hat in einer früheren Studie bereits die Banater Schwaben in der Waffen-SS untersucht. Der Forschungsperspektive der Volksdeutschen im viel größeren Themenkomplex Waffen-SS fügt er nun ein weiteres Kapitel hinzu, wenn auch der Begriff „Volksdeutsche“ für die Südtiroler insofern unzutreffend ist, als diese durch die Option zu Bürgern des Deutschen Reichs wurden. In Bezug auf ihre Erfahrungen im zu Italien gehörenden Südtirol unterschieden sie sich aber kaum von den Volksdeutschen in Jugoslawien oder Rumänien. Auf der Grundlage langjähriger Quellenrecherchen und komplexer Kombinationen des erschlossenen Materials, dessen Lückenhaftigkeit durch eine umso akribischere Auswertung wettgemacht wird, beziffert Casagrande die Gesamtzahl der Südtiroler bei der Waffen-SS auf 3.500 bis 5.000. Er kann zeigen, dass es vor allem in der Anfangsphase des Krieges bis 1941, als der Expansionismus des Dritten Reichs unaufhaltsam schien, viele Freiwillige aus Südtirol in die Waffen-SS zog. Gemessen an der Gesamtbevölkerung der anderen ebenfalls in das Großdeutsche Reich eingebürgerten „Landsmannschaften“ wiesen die Südtiroler im Mai 1940 nach den Balten den zweithöchsten Anteil an Meldungen auf. Stachen die Südtiroler damit gegenüber den Bewohnern des Sudeten-, Saar- bzw. Memellandes und Danzigs hervor, galt bereits zu diesem frühen Zeitpunkt, dass die Rekrutierungsquoten bei jeder Gruppe von Volksdeutschen viel höher als jene im „Altreich“ waren.

Casagrande, der seine Studie auch als Beitrag zur vernachlässigten SS-Militär-geschichte „von unten“ verstanden wissen will, arbeitet die einzelnen Faktoren heraus, die letztlich so viele Südtiroler in die Waffen-SS führten. Gerade für die jüngeren Männer lag ein starkes Motiv für die Option darin, dadurch der italienischen Wehrpflicht zu entgehen. Sich bei der Option im Herbst 1939 jedoch gleichzeitig freiwillig (der Einberufung damit zuvorkommend) für die Wehrmacht oder die Waffen-SS zu melden, oder etwas zeitversetzt sich im Zuge der „normalen“ Einberufung nicht für die Wehrmacht, sondern aus freien Stücken für die Waffen-SS zu entscheiden

– hierfür standen die Gründe auf einem anderen Blatt Papier. Casagrande zeichnet das Bild einer Generation junger Männer, deren Abenteuerlust und altersadäquates Bedürfnis, sich beweisen zu wollen, mit einem spezifischen Lebensgefühl verquickt war. Als Angehörige einer 1918 in die Rolle einer unterdrückten Minderheit hineingezwungenen Volksgruppe konnten sie ihre jugendliche Kriegsbegeisterung schlecht im faschistischen Italien ausleben. Die Option änderte dies genauso, wie die in Italien wahrgenommene Benachteiligung und die fehlenden Aufstiegspektiven einer neuen Zuversicht Platz machten. Umso attraktiver musste es erscheinen, sich in einer besonders gut ausgerüsteten und von der Propaganda heroisierten Elitetruppe zu bewähren und für die Zukunft zu empfehlen. Hinzu kam die Mobilisierung vor Ort durch den nationalsozialistischen „Völkischen Kampfring Südtirols/VKS“. Unter dem in „Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland/AdO“ geänderten Namen vertrat er die Belange der OptantInnen. Auf diese Weise in jedem Dorf präsent, verfolgte er den ehrgeizigen Plan, durch „einen geschlossenen Kriegseinsatz auch und gerade in der SS die Position der Südtiroler zu stärken“ (S. 42). Die VKS-Aktivisten hofften, so die Chance wahren zu können, dass nachträglich auch das Land „heim ins Reich“ geholt werden würde.

Für den ersten Teil des Buches, der die Gesamtentwicklung behandelt, definiert der Autor vier Rekrutierungswellen, die er vom Kriegsgeschehen ableitet. Die bereits erwähnte erste endet 1941. Die zweite umfasst die Zeitspanne vom Überfall auf die Sowjetunion bis zur Absetzung Mussolinis im Sommer 1943. Das positive Image von Krieg und Soldatenleben hatte mittlerweile durch die Realität gelitten. Dafür verstärkte die Waffen-SS ihre Anstrengungen, indem sie u. a. Ende 1942 in Bozen eine eigene Annahmestelle zur Rekrutierung von Freiwilligen eröffnete und als Leiter einen verdienten VKS-Aktivisten einsetzte. Für den Autor zeigen sich erstmals Ansätze eines für die Waffen-SS immer typischer werdenden „Zwanges zur Freiwilligkeit“ (S. 55), worunter er massive Druckausübung versteht. Eine dritte Welle legt Casagrande für die zweite Jahreshälfte 1943 fest, als es darum ging, die Besetzung Italiens sowie den Aufbau einer italienischen Waffen-SS, bestehend aus Anhängern des abgesetzten Duce, zu organisieren und die Sprachkenntnisse der Südtiroler gefragt waren. Die vierte Welle fiel mit der letzten Phase des Krieges 1944/45 zusammen. Durch Fortdauer und Ausweitung des Krieges (inkl. steigender Verluste) galten für jede dieser vier Gruppen von Rekruten andere Rahmenbedingungen, und diese hatten, wie Casagrande zeigen kann, ein jeweils eigenes Gruppen-Profil zur Folge. Insbesondere änderten sich die Waffen-SS-Einheiten, auf die man die Neuzugänge aus Südtirol verteilte. Davon abhängig waren dann die Orte, wo sie ihre Ausbildung erhielten, die Kampfschauplätze, an die sie zuerst gelangten, bzw. – was genauso deutlich wird – die Kriegsverbrechen, in die sie unter Umständen verwickelt wurden. Da die Wachmannschaften der Konzentrationslager und Ghettos ebenfalls zur Waffen-SS gehörten, taten Südtiroler auch dort Dienst. Casagrande ist es gelungen, insgesamt 43 namentlich zu identifizieren. Sie alle entstammten der ersten Welle von Rekruten.

Wie zu erwarten, wurde – als weiteres Unterscheidungsmerkmal – die Altersstruktur der Einberufenen im Laufe der Zeit zunehmend heterogener. Sie spiegelte das Bemühen wider, das wehrfähige Potenzial der Südtiroler Bevölkerung restlos auszuschöpfen. Darum geht es auch in einem kurzen, vorwiegend auf Sekundärliteratur beruhenden Exkurs, der die mehr als 6.000 Südtiroler behandelt, die zwischen 1943 und 1945 zur Ordnungspolizei eingezogen wurden. Diese war zwar zu keinem Zeitpunkt Teil der

SS bzw. Waffen-SS, weil aber alle Polizei-Regimenter ab 1943 ehrenhalber den Zusatz SS in ihrem Namen führten und auch der Einfluss, den die SS hinsichtlich der Ordnungspolizei beanspruchte, beträchtlich war, bezieht sie Casagrande gewissermaßen der erweiterten Vollständigkeit halber in seine Darstellung ein. Bis zu Kriegsende kam es zur Bildung von vier Südtiroler Polizeiregimentern, die unter Betonung des „Selbstschutzes“ bzw. Verteidigungscharakters hauptsächlich in der Operationszone Alpenvorland (die aus den Provinzen Südtirol, Trentino und Belluno bestand) sowie in den angrenzenden Gebieten in der Partisanenbekämpfung im Einsatz waren. Sie erfüllten damit im Rahmen des Herrschaftssystems, das die Nazis in Italien errichteten, eine Aufgabe, die dem Muster entsprach, welches in allen anderen besetzten Gebieten, wo Volksdeutsche siedelten, Anwendung fand. Typisch war zudem, dass die altersbedingt als nicht voll kampffähig geltenden Jahrgänge überrepräsentiert waren, unter ihnen auch sogenannte „Dableiber“. Sie hatten nicht optiert, aber durch die Besetzung Italiens und die Errichtung der Operationszone fielen sie nun unter die Wehrpflicht.

Während der erste Teil des Buches also die großen Leitlinien herausarbeitet und dabei sichtbar macht, wie die Südtiroler im Laufe der Zeit immer zielgerichteter entlang ihrer spezifischen Herkunft Verwendung fanden, liefert der zweite Teil biographische Zugänge. Casagrande beschränkt sich hier allerdings auf Beispiele, die alle eine einschlägige politische Vorgeschichte als VKS-Aktivisten aufweisen. Ausgangspunkt ist eine Liste von 19 Namen aus den Mannschaftsdienststrängen der Waffen-SS. Die Genannten empfahl der Leiter der AdO, Peter Hofer, Ende 1942 dem Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, für die Offizierslaufbahn. Casagrande, der dieses Sample noch um einige prominente VKS-Mitglieder ergänzt, die zu diesem Zeitpunkt bereits als Offiziere in der Waffen-SS dienten, befasst sich hier mit den Lebensläufen einer Gruppe, deren Mitglieder sich größtenteils gut kannten und darüber hinaus SS-Freiwillige der ersten Stunde darstellten. Dass sie sich begeistert zum Nationalsozialismus bekannten, kann für Casagrande nicht losgelöst von ihrer Herkunft als Südtiroler und ihrem in der Mussolini-Zeit geführten „Volkstumskampf“ gesehen werden.

Diese recht grobkörnig-oberflächlich bleibende „Sammelbiographie“ dient indes vor allem der Kontextualisierung einer Einzelstudie, die dafür umso detailreicher ausgebreitet werden kann, weil sie nicht nur mit viel Aufwand ausgerechert wurde, sondern in diesem besonderen Fall zusätzlich private Dokumente und Auskunftspersonen zur Verfügung standen. Es handelt sich nämlich um den Vater des Autors. Otto Casagrande, 1919 im Südtiroler Unterland geboren, zweimal an der Ostfront verwundet, kämpfte sich vornehmlich bei der Waffen-SS-Division „Das Reich“ im wahrsten Sinne des Wortes bis in einen Offiziersdienststrang (Untersturmführer) hoch. Ab Herbst 1944 war er in Cremona bzw. Rodengo-Saiano bei den Ersatz- und Ausbildungseinheiten der italienischen Waffen-SS-Brigaden stationiert. Entgegen des ursprünglichen Auftrags bestand deren Tätigkeit jedoch in erster Linie in einem schonungslosen Kampf gegen Partisanen und die Zivilbevölkerung, bei dem – davon ist der Autor aufgrund der Quellenbefunde überzeugt – auch sein Vater mitgewirkt haben muss. „Vorbildliche Haltung, fanatische Überzeugung (Südtiroler)“ (S. 143), zitiert der Autor eine Beurteilung aus den SS-Personalunterlagen des unmittelbaren Vorgesetzten Otto Casagrandes, SS-Sturmbannführer Alois Thaler aus Bruneck, der am 2. Mai 1945 nach einem Prozess bei Rodengo-Saiano hingerichtet wurde. Auf seinen persönlichen Adjutanten war wohl Ähnliches zugetroffen. Dazu passte, dass Otto Casagrande bis zur Gründung einer Familie Teil der Nachkriegsnetzwerke ehe-

maliger Nazi-Aktivist blieb – zunächst als Fluchthelfer in Südtirol, 1950 zog er nach Deutschland, um – wie zahlreiche andere SS-Angehörige – bis 1953 für die Organisation Gehlen, den Vorläufer des BND, zu arbeiten.

Otto Casagrandes Vita fungiert im vorliegenden Buch einerseits als Fallbeispiel, das die getroffenen Aussagen über die Südtiroler in der Waffen-SS veranschaulicht und untermauert. Andererseits ist sie, insbesondere indem der Autor immer wieder auf den Umgang Otto Casagrandes mit seiner Kriegsvorgangenenheit eingeht, eine Auseinandersetzung mit der schuldig gewordenen Vätergeneration. Wie bei so vielen anderen ehemaligen Soldaten hatte der Krieg sich in Otto Casagrandes Wesen eingebrannt und ihn bis zu seinem Tod 1990 nie mehr losgelassen. Dass er nie zu einer Haltung der Reue finden konnte, den Krieg als „große Zeit“ erinnerte und dabei wortreich dessen verbrecherische Seite sowie die eigene Mittäterschaft verschwie, hat ebenfalls als typisches Verhalten zu gelten. Dennoch steht Thomas Casagrandes „Vatersuche“, bei der Verstehen im geschichtswissenschaftlichen Sinn und Trauer über die politischen Irrtümer des Vaters, die zugleich auch die seiner Generation waren, zusammentreffen, einmal mehr für die Einzigartigkeit jeder Lebensgeschichte, der gerecht zu werden nur die individuelle Beurteilung ermöglicht. Folgerichtig endet dieses aufschlussreiche und überzeugende Buch mit einem „Kurzen Leitfaden der Recherche“ für alle jene, die mehr über ihre Vorfahren, die im Zweiten Weltkrieg Soldaten waren, wissen möchten.

INGRID BÖHLER, Innsbruck

STEFAN LECHNER, **Die Absiedlung der Schwachen in das „Dritte Reich“. Alte, kranke, pflegebedürftige und behinderte Südtiroler 1939–1945** (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs / Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano 40), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7030-0940-2, 511 S. mit zahlr. Schwarzweißabb.

Die Abhandlung Stefan Lechners über die Absiedlung der alten, pflegebedürftigen und behinderten Südtirolerinnen und Südtiroler während des Zweiten Weltkrieges liegt in einer umfassenden und fundierten Studie auf 482 Seiten vor. Ergänzt wird die Analyse durch ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein akribisch geführtes Personen- und Ortsregister, die ein gezieltes Nachschlagen erleichtern.

Anlass der Untersuchung war das Auffinden eines aufgelassenen Anstaltsfriedhofes des psychiatrischen Landeskrankenhauses in Hall in Tirol im Jahr 2010/11, das in Nord- und Südtirol aufgrund der Befürchtung gezielter Tötungen während der NS-Zeit ein aufgeregtes mediales Echo auslöste. Nicht zuletzt die daraufhin folgenden, zahlreichen Anfragen von Angehörigen über den Verbleib verstorbener Vorfahren ermöglichten schließlich eine längst überfällige systematische Bearbeitung der psychiatrischen Landschaft Südtirols. Historiker und Pädagoge Stefan Lechner, der schon wegen anderer Publikationen als Kenner der historischen Kontexte und der speziellen regionalhistorischen Dimension (etwa „Die Eroberung der Fremdstämmigen. Provinzfaschismus in Südtirol 1921–1926“ 2005 oder die bis heute unübertroffene Studie „Heimatlos. Die Umsiedlung der Südtiroler“ gemeinsam mit Helmut Alexander und Adolf Leidlmair aus dem Jahr 1993) des Themas gelten kann, legt mit dem vorliegenden Band ein ausführliches Ergebnis dieser Untersuchung vor.

Historischer Hintergrund der Studie Lechners ist die sogenannte Option der Südtiroler Bevölkerung im Jahr 1939, in der die Diktatoren Adolf Hitler und Benito Mussolini mit der Umsiedlung der Deutschsprachigen aus der Provinz Bozen das Südtirol-Problem endgültig zu beseitigen trachteten. Während jedoch die meisten Menschen in der Provinz (zumindest theoretisch) eine Wahlmöglichkeit zwischen Verbleib im Land oder Auswanderung ins Deutsche Reich hatten, wurde diese den psychisch und geistig Kranken, Behinderten, Alten, Pflegebedürftigen oder sogenannten „Asozialen“ verwehrt – Lechner subsumiert sie unter dem Begriff „Schwache“ –, weshalb der Autor für ihre Umsiedlung gezielt den Ausdruck Absiedlung wählt. Die Absiedlung dieser in Südtirol als „abkömmlich“ und im Deutschen Reich als „arbeitsunfähig“ eingestuften Menschen erfolgte, so zeigt das Buch eindringlich auf, systematisch, und zwar nicht nur in die Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol, sondern auch in andere Anstalten im süddeutschen Raum.

Lechner skizziert zunächst die nicht sehr umfangreiche Landschaft der Unterbringungsanstalten von „Schwachen“ in und aus Südtirol, um dann ausführlich auf das Thema der Umsiedlung dieser Menschen im Zuge der Option einzugehen. Als problematisch erwies sich für die Organisation der Option der „Schwachen“ die fehlende klare Regelung zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien. Eindeutig jedoch war das Interesse Italiens festzustellen, so der Autor, durch ihre Umsiedlung die Kosten für ihre Unterbringung einzusparen. Jedenfalls wird deutlich gezeigt, dass mit jenen Kranken und Behinderten, die zu Hause oder bei Angehörigen wohnten, wie mit Minderjährigen verfahren wurde, für die das Familienoberhaupt die Optionsdokumente unterzeichnete. Komplizierter und von Fall zu Fall unterschiedlich gestaltete sich die Umsiedlung für Menschen, die in Anstalten untergebracht waren, wo oftmals die Leiterinnen und Leiter die Optionsvorhaben und -durchführung geschickt lenkten. Für die Anstalt in Pergine im Trentino, wo viele der „Schwachen“ Südtirols interniert waren, bedeutete dies beispielsweise die Gesamtabsiedlung nördlich des Brenners. Neben der umfangreichen Erläuterung der NS-Gesundheits- und Sozialpolitik liefert der Autor dann eine umfassende Detailstudie über die Wiederansiedlung der nun aufgrund der Unterzeichnung des Umsiedlungswillens staatenlosen „Schwachen“, was meist ihre Hospitalisierung und Psychiatriierung im Nordtiroler und süddeutschen Raum bedeutete. In der Folge geht Lechner, wo eine solche Rekonstruktion möglich war, auf ihre bewusste Tötung oder Ermordung durch Vernachlässigung in Anstalten ein, um schließlich ihr Vergessenwerden nach Kriegsende zu thematisieren. Jedenfalls sahen wenige der ausgesiedelten Kranken, Behinderten und Pflegebedürftigen ihre Heimat Südtirol wieder.

Es ist keine schöne Lektüre, die Stefan Lechner hier vorlegt – das verbietet schon das bedrückende Thema des zunehmend unmenschlichen Umgangs mit „Anderen“ vor allem während der Kriegszeit an sich. Zweifellos ist es jedoch eine längst überfällige, akribisch durchrecherchierte Arbeit, für die Lechner Beachtung verdient. Er bereichert somit die Südtiroler Zeitgeschichte und jene der Einordnung der Südtiroler Option in die menschenverachtende NS-Politik um viele wichtige und spezielle Facetten. Wie schwierig das Thema in Südtirol bis heute ist, zeigt die noch immer als Notwendigkeit empfundene Anonymisierung der Namen der Betroffenen und ihrer Familien zur Vermeidung einer nachträglichen Stigmatisierung.

EVA PFANZELTER, Innsbruck

OLIVER SEIFERT, **Leben und Sterben in der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol 1942 bis 1945. Zur Geschichte einer psychiatrischen Anstalt im Nationalsozialismus** (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 4/I), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0862-7, 363 S.

Mit diesem Band legt Oliver Seifert, Leiter des Historischen Archivs des Landeskrankenhauses in Hall, seine 2016 an der Universität Innsbruck eingereichte Dissertation in Buchform vor. Sie entstand im Rahmen der Aufarbeitung der Haller Anstaltsgeschichte, die durch die Wiederentdeckung des aufgelassenen Anstaltsfriedhofes auf dem Gelände des Landeskrankenhauses (Psychiatrie) in Hall seit 2011 in Gang gekommen war. Seifert widmet sich insbesondere den Lebensbedingungen der PatientInnen in der Heil- und Pflegeanstalt (HPA) Hall in den Jahren 1942 bis 1945, zumal sich die Belegungsdauer des Anstaltsfriedhofes ausschließlich auf die Zeitspanne zwischen November 1942 und April 1945 beschränkte. Ziel der Studie ist zum einen die „Rekonstruktion der Geschichte des ehemaligen Anstaltsfriedhofes und [die] Frage nach einem möglichen Zusammenhang mit Euthanasie-Planungen“ sowie die Klärung der „möglichen Ursachen der im Vergleich mit den Vor- und Nachkriegsjahren stark erhöhten Sterblichkeit in der HPA Hall“. Damit verknüpft sich die „Untersuchung der (Über-)Lebensbedingungen während des Belegungszeitraumes des Anstaltsfriedhofes“, die Auskunft darüber geben soll, „ob die massiven Verschlechterungen für die PatientInnen vorwiegend als kriegsbedingt erklärbar sind oder es Hinweise darauf gibt, dass diese Verschlechterung möglicherweise auch in der HPA Hall gezielt und systematisch als Mittel des Patientenmordes eingesetzt wurden bzw. ob es sogar zu gezielten Patiententötungen gekommen sein könnte“ (S. 16). Als Quellen dienen insbesondere die Krankenakten und Patientenverwaltungsakten jener 212 PatientInnen, die am Anstaltsfriedhof beigesetzt wurden, und die im Historischen Archiv des Landeskrankenhauses verwahrt werden. Der quellenkritischen Einschätzung folgend, dass Krankenakten das „Besondere und Außergewöhnliche“ aus pflegerischer Perspektive festhalten, „das Alltägliche und für selbstverständlich Erachtete“ aber aussparen (S. 21), versucht der Autor die Lebensverhältnisse der Haller PatientInnen darüber hinaus durch Quellen außerhalb der Krankenakte zu rekonstruieren, was ihn in weitere Archive, etwa das Tiroler Landesarchiv, das Haller und Innsbrucker Stadtarchiv oder das Institut für Gerichtliche Medizin der medizinischen Universität Innsbruck führte.

Der Autor bettet seine Untersuchungen in den breiteren Kontext der NS-Zeit mit einem Schwerpunkt auf den Tiroler Raum ein und bietet dabei in Exkursen Einblicke in historische Kontinuitäten oder Brüche über den Untersuchungszeitraum hinaus. Das erste thematische Kapitel (III) widmet sich den nationalsozialistischen Euthanasie-Aktionen. Dabei werden die Vorbedingungen im ausgehenden 19. Jahrhundert anhand der Entwicklungslinien der „Eugenik“ und der „Rassenhygiene“ sowie die NS-Euthanasie mit einem Schwerpunkt auf der „Aktion T4“ behandelt. Im Rahmen dieser NS-Mordaktion waren PatientInnen der Heil- und Pflegeanstalten, BewohnerInnen von Altersheimen, Versorgungshäusern und Behinderteneinrichtungen in der „Ostmark“ im Vergleich zu anderen Regionen übermäßig stark betroffen. Auch nach dem offiziellen Ende der „Aktion T4“ am 24.8.1941 wur-

den PatientInnen in verschiedenen Anstaltsstrukturen im Rahmen der sogenannten „dezentralen Euthanasie“ getötet, so etwa in Hadamar bei Limburg, der HPA Meseritz-Obrawalde in Pommern und der HPA Kaufbeuren im Süden des Deutschen Reiches (S. 39), was die Frage nach ähnlichen Entwicklungen in Hall aufwirft. Kapitel IV informiert über den Abtransport und die Ermordung der 707 Menschen aus verschiedenen Anstalten aus dem Gau Tirol und Vorarlberg. Darunter waren insgesamt 360 PatientInnen der HPA Hall, die zwischen 1940 und 1942 in vier Transporten aus der Anstalt abtransportiert wurden. Diese erfolgten am 10.12.1940, am 20.3.1941 und am 29.5.1941. Ein Jahr nach dem offiziellen Ende der „Aktion T4“ kam es am 31.8.1942 zu einem letzten Abtransport von 60 PatientInnen aus Hall in die HPA Niedernhart bei Linz, wobei dieser Transport aller Wahrscheinlichkeit nach „in regionaler Verantwortung mit Zustimmung von Gauleiter Hofer, aber ohne Direktiven einer zentralen Instanz organisiert und durchgeführt wurde“ (S. 49). In den Abtransport der PatientInnen war der Haller Anstaltsdirektor Ernst Klebelsberg zunehmend verstrickt. Sein ambivalentes Verhalten und seine „problematische Haltung“ sei beispielhaft für viele Anstaltsleiter, „bei denen sich ‚partielle Resistenz‘ mit ‚partieller Kollaboration‘ verband“ (S. 54). Hans Czermak hingegen, Leiter der Gaugesundheitsverwaltung, zeigte sich als aktiver Euthanasie-Befürworter, der nicht nur eine führende Rolle beim Abtransport der Menschen aus dem Gau Tirol und Vorarlberg spielte, sondern sich noch nach dem letzten Transport aus Hall um die Errichtung einer Euthanasie-Station in Hall bemühte, wozu es letztlich nicht kam (Kapitel V).

Kapitel VI behandelt auf knapp 180 Seiten die Lebensbedingungen in der HPA Hall von 1942 bis 1945 und stellt damit das Kernstück des Buches dar. Quellennah und mit statistischem Datenmaterial unterfüttert schildert der Autor die Entwicklung der Sterblichkeit in der Anstalt, die Ernährungssituation der PatientInnen, den Heizmaterialmangel, die Pflegesituation sowie die medizinisch-psychiatrische Versorgung. Ein Unterkapitel widmet sich der fortgesetzten Diskriminierung der AnstaltspatientInnen in der frühen Nachkriegszeit. Eine besondere Stärke dieses Kapitels ist der Vergleich (etwa der Sterberaten) mit anderen Anstalten, der eine konzisere Einschätzung der Situation in der Haller Anstalt erlaubt. Dieser führt den Autor zur Annahme, dass sich „die sukzessive Verschlechterung der (Über-)Lebensbedingungen der PatientInnen gerade für die Jahre 1944 und 1945 auf Basis der vorhandenen Quellen belegen“ lasse. „Nachweise für ein aktives Töten durch die Ärzte bzw. das Pflegepersonal fehlen jedoch“ (S. 87). Der Frage nach der Bedeutung von Kälte, Hunger, Medikamentenmangel, Platznot und einem ständig sinkenden Pflegeschlüssel für die erhöhte Sterblichkeit geht der Autor detailliert nach, wobei nachfolgend der seitenstärkste Abschnitt zur Ernährungssituation herausgegriffen und kurz skizziert wird. Hierin zeigt sich beispielhaft der Zugewinn der methodischen Herangehensweise, neben den Krankenakten weitere Quellen hinzugezogen und Vergleiche im Quer- und Längsschnitt angestellt zu haben: Neben der Ernährungssituation in der Anstalt und der Bedeutung des anstaltseigenen Gutsbetriebes für die Versorgung der PatientInnen wird die allgemeine Ernährungslage im Gau Tirol-Vorarlberg in den Kriegsjahren (und in einem Exkurs zur Zeit des Ersten Weltkrieges in der HPA Hall) geschildert. Besondere Bedeutung kommt hierbei einem Erlass des Reichsernährungsministeriums vom Februar 1940 zu, der die Schlechterstellung einzelner Einrichtungen bzw. PatientInnengruppen vorsah, namentlich jene,

die in der Anstalt lediglich als zu verwahren und versorgen galten (S. 105, 113). Diese Personengruppen erhielten keine Zusatzrationen und waren damit formal den am schlechtesten bedachten NormalverbraucherInnen gleich- oder aufgrund ihrer Unterbringung in einer geschlossenen Anstalt noch schlechter gestellt. Diese Situation sollte sich erst 1946 etwas entspannen (S. 166). Die PatientInnen waren durch diesen Umstand immer mehr der Entscheidung der Ärzte ausgeliefert, die das zur Verfügung stehende Nahrungskontingent innerhalb der Anstalt unterschiedlich verteilten, indem das den Gepflogenheiten der zeitgenössischen Psychiatrie entsprechende Unterscheidungskriterium der Arbeitsfähigkeit und Nützlichkeit zusehends erheblich verschärft wurde (S. 131 f.). Im Spiegel der Krankenakten lassen sich die zunehmende Verschlechterung der Versorgung und die unzureichende Ernährung in dokumentierten Streitigkeiten um Essen bzw. Essensdiebstählen nachvollziehen (S. 124), wie der Autor anhand von Fallbeispielen zeigt. Die unzureichende Ernährung äußerte sich im schlechten körperlichen Zustand vieler PatientInnen, die vielfach durch Durchfall- und Hauterkrankungen sowie grassierende Grippewellen zusätzlich geschwächt wurden. Zur Nahrungsknappheit kamen die beengten räumlichen Verhältnisse, der Mangel an Medikamenten und Heizmaterial sowie das zunehmend schwindende Personal, sodass der Autor zum Schluss kommt, „dass der Tod oft den völlig katastrophalen strukturellen Bedingungen und der unzureichenden Behandlung geschuldet war“ (S. 159).

Im letzten Teil des Buches wird die Geschichte des Anstaltsfriedhofes rekonstruiert (Kapitel VII) und zur Frage Stellung genommen, ob es zu Patientenmorden in der HPA Hall kam (Kapitel VIII). Von den 334 im Untersuchungszeitraum in Hall verstorbenen Menschen wurden 212 auf dem Anstaltsfriedhof beigesetzt, das entspricht 63,5 Prozent. Entscheidend für eine Beisetzung auf dem Anstaltsfriedhof seien neben der Kostenfrage die zunehmenden kriegsbedingten Schwierigkeiten sowie die regionale Herkunft der Verstorbenen gewesen (S. 263 ff.). Für die Rekonstruktion der Realgeschichte des Anstaltsfriedhofes, sprich den konkreten Ablauf der Beerdigungen, die Anlegung der Gräber, den Kontakt mit den Angehörigen und das Erscheinungsbild des Friedhofes, ist die Quellenlage schmal, sodass der Autor neben den Kranken- und Verwaltungsakten auf wenige ZeitzeugInnen, das Beerdigungsbuch des Bestatters, das Totenbuch der Stadtpfarre Hall sowie auf die Ergebnisse der archäologischen Grabungen baut. Letztere zeigten etwa, dass es sich bei den Beisetzungen am Anstaltsfriedhof um Sargbestattungen in Einzelgräbern handelte, worin sich die HPA Hall von anderen Einrichtungen unterschied. Zudem seien die Verstorbenen nicht lediglich in rechteckigen Holzkisten begraben worden, sondern in einfachen Särgen, was angesichts der Zeitumstände verwunderlich (S. 282). Die PatientInnen wurden in Kleidern (teilweise in „besserem ‚Gewand‘“) bestattet, zumal Kleidungsreste, Knöpfe und „Mangelprodukte wie Schuhe“ gefunden wurden (S. 283). Daraus schließt der Autor, „dass man sich hier offensichtlich zumindest nach dem Tod zu einer gewissen Pietät verpflichtet fühlte“ (S. 284). Über das konkrete Erscheinungsbild besteht derzeit aufgrund der mangelhaften Quellenlage ebenso noch Unklarheit wie über die Auffassung des Friedhofes. Das Areal sei „vermutlich in den frühen 1960er Jahren“ aufgeschüttet und mit Apfel- bzw. Quittenbäumen bepflanzt worden (S. 295). Damit waren der Friedhof und die darin bestatteten Menschen dem Vergessen preisgegeben. In den Jahren 2012/2013 wurde an der Stelle, an der sich der Friedhof befand, der Neubau der Forensik errichtet. Nach Abschluss der

Forschungsarbeiten im Jahr 2014 wurde in örtlicher Nähe zum Anstaltsfriedhof ein Erinnerungszeichen gebaut, das der auf dem Anstaltsfriedhof beerdigten Menschen gedenkt (S. 300).

Ob es in Hall im Untersuchungszeitraum über die strukturellen Benachteiligungen hinaus zu einer absichtsvollen medizinischen oder pflegerischen Vernachlässigung kam, lässt sich angesichts der Schwierigkeit der Interpretation und Einschätzung der Krankenakten in Bezug auf den Tod der PatientInnen nicht eindeutig beantworten, da die Akten unterschiedliche Eindrücke vermitteln. „Es ist davon auszugehen, dass es – so wie bei der Essensverteilung – auch bei der Behandlung und Pflege zumindest zu einer tendenziellen Benachteiligung von im psychiatrischen Sinne unheilbaren und stark pflegebedürftigen PatientInnen kam“ (S. 340). Die Bemühungen Hans Czermaks, in der HPA Hall Patiententötungen durchzuführen, scheiterten unter anderem am Mangel an „tötungsbereitem Personal“, was eine der Voraussetzungen für die Durchführung von Patientenmorden im Rahmen der dezentralen Euthanasie darstellt. So weisen etwa die Abtransporte von PatientInnen noch 1942 nach Niedernhart daraufhin, dass Direktor Klebelsberg jedenfalls bis 1942 nicht zur Tötung von PatientInnen bereit war. „Weder die im Rahmen des Projektes zur Geschichte des ehemaligen Anstaltsfriedhofes der HPA Hall durchgeführten archäologischen, anthropologischen, medizinischen und soziologischen noch die historischen Untersuchungen deuten darauf hin“, so schlussfolgert der Autor, „dass die HPA Hall in den Jahren 1942 bis 1945 zu jenen Anstalten zählte, in denen ein systematischer und gezielter Krankenmord stattgefunden hat.“ Ausschließen ließen sich Tötungen oder „zumindest das Herbeiführen oder Zulassen eines schnellen Todes im Einzelfall“ aber nicht. Dagegen lassen die Untersuchungen keinen Zweifel daran, „dass Hunger, Kälte, Raumnot sowie medizinische und pflegerische Unterversorgung und Vernachlässigung die Überlebenschancen vieler PatientInnen derart minimierten, dass deren massenhaftes Sterben als logische Konsequenz erscheint“ (S. 342).

Wenngleich zentrale Forschungsergebnisse dieser Studie in Aufsatzform bereits vorab erschienen sind, unter anderem im ersten Band dieser Reihe, überzeugt das Buch insbesondere durch die Einbettung des Fallbeispiels der HPA Hall in den breiteren Kontext der regionalen und überregionalen Euthanasie-Aktionen und -Planungen in der NS-Zeit. Die Studie besticht darüber hinaus durch die methodisch fundierten Vergleiche mit anderen Anstalten, die Analyse des Haller Beispiels entlang aktueller Forschung zur Psychiatriegeschichte und nicht zuletzt durch die stringente Zusammenschau und den Einbezug weiterer Forschungsergebnisse (etwa der statistischen Auswertung), die im Rahmen der Untersuchung des Haller Anstaltsfriedhofes generiert wurden. Die Darstellung anhand der Krankenakten und außerhalb derselben stellt einen weiteren Zugewinn dar. Insgesamt liegt hier eine Studie vor, die durch ein quellengesättigtes Fallbeispiel und dessen Einbettung in den historischen Kontext auf der einen und die synchronen und diachronen Vergleichsebenen auf der anderen Seite über die „Geschichte einer psychiatrischen Anstalt im Nationalsozialismus“ hinausführt. Neben dem Literatur- und Quellenverzeichnis erschließen einführende Zusammenfassungen vor jedem Großkapitel, ein Tabellen-, Diagramm-, Abbildungs- und Abkürzungsverzeichnis sowie ein ausführliches Personen- und Ortsverzeichnis den Band.

Kriegsende in Lienz. Das Wintertagebuch der Ila Egger-Lienz 1944–1945. Mit einer historischen Einführung von Wilfried BEIMROHR, hg. von ROLAND SILA. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0889-4, 144 S. mit zahlr. Schwarzweißabb.

Der unter der Herausgeberschaft von Roland Sila vorliegende Band „Kriegsende in Lienz. Das Wintertagebuch der Ila Egger-Lienz 1944–1945“ ist nicht im klassischen Sinne als Sammelband zu verstehen. Das 144 Seiten umfassende Buch besteht aus einem Einleitungskapitel von Wilfried Beimrohr, in dem dieser auf die Situation der Osttiroler Bezirkshauptstadt Lienz in den letzten beiden Kriegsjahren des Zweiten Weltkrieges eingeht. Es folgt eine Einführung zum kommentierten Tagebuch der Frieda, genannt Ila, Egger-Lienz von Roland Sila, der auch das Vorwort zur Ausgabe erstellt hat. Den Hauptteil des Buches macht mit knapp einhundert Seiten das reichlich kommentierte und bebilderte Tagebuch der jüngsten Tochter des 1926 verstorbenen Osttiroler Malers Albin Egger-Lienz aus.

Die Publikation des Tagebuches ist der Schenkung des Nachlasses der Ila Egger-Lienz an das Turmmuseum Oetz bzw. an Hans Jäger zu verdanken, den Museumsgründer und Sammler, der jahrzehntelang mit der Tochter des Malers die Leidenschaft für Kunst und Literatur geteilt hatte. Hans Jäger war es auch, der nach Ila selbst die Initiative für die Transkription und Publikation des Tagebuches in Angriff nahm, dieses Vorhaben jedoch zeitlebens nicht mehr realisieren konnte. Sein Ansinnen griff Kustos Roland Sila von der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum auf und setzte es schließlich um. Es entstand eine kleine, jedoch einfühlsam kommentierte Ausgabe des Tagebuches, das in den letzten Kriegsjahren in der Osttiroler Heimat des Vaters von Ila Egger-Lienz geschrieben worden war.

Die in Weimar, Bozen, Innsbruck, Wien und München aufgewachsene und erzo-gene Ila brachte sich nicht ganz freiwillig aus den von Luftkrieg und Bombardierungen bedrohten Großstädten nach Lienz in Sicherheit. Der Rückzug in die ländliche und provinzielle Welt der kleinen Stadt wird dann auch so manches Mal von der Literatin und Schriftstellerin frustriert kommentiert. Über die Tirolerinnen hat sie ihr eigenes Bild. Die „reichen jungen Mädchen“ in Tirol sind für sie „eine ganz eigene Rasse, unideal, egoistisch, weltklug, und doch engherzig, hinterwäldlerisch, robust“ (49); sie empfindet trotzdem Zuneigung für sie. Gerade dieser kritische Zugang ist es aber, der das Tagebuch erfrischend lesbar macht: Das Leben in Osttirol in den letzten Kriegsjahren wird auf eine unverblümete, fern der Heimat-Rhetorik anzusiedelnde Weise erzählt. Gleichzeitig entsteht durch die kontinuierlich einfließenden Bemerkungen von Flugzeugen und Bombern, Voralarmen, Alarmen und Entwarnungen, getöteten Freunden und ständig zu hörenden Detonationen ein bedrohliches Bild des auch in diesen abgelegenen ländlichen Gebieten allgegenwärtigen Krieges.

Das Tagebuch ist als Briefserie angelegt, adressiert an den väterlichen Freund, den Wiener Fabrikanten Alfred Bauer-Ynnhof. An ihn schreibt sie über die in den letzten Kriegsmonaten angehäuften Sehnsüchte, Frustrationen, Ängste und Wünsche und vor allem erzählt sie von der zunehmenden Langeweile und Eintönigkeit in der abgelegenen Provinz. Die politische Situation kommentiert die Tochter des Malers nur selten eindeutig. Eine Anhängerin des Nationalsozialismus war sie jedoch nicht, sehnte oft das Kriegsende herbei und freut sich über jedes noch so kleine Gerücht, das

an ein bevorstehendes Ende glauben ließ. Das Tagebuch endet dann allerdings einen Monat vor Ende des Zweiten Weltkrieges Anfang April 1945 mit einem optimistischen Ausblick auf die baldige Friedenszeit. Die Autorin kommentiert so auch den schweren Bombenangriff auf Lienz mit mehreren Toten vom 26. April 1945 nicht mehr. Gleichzeitig und trotz des oft kritischen und manchmal herablassenden Bildes, das sie in diesen zwei Jahren Tagebuchaufzeichnungen von Osttirol zeichnet, lernt Ila Egger-Lienz die Heimat des Vaters lieben: Sie bleibt bis 1954 in Lienz wohnhaft.

Eingebettet sind die meist sehr persönlichen Ausführungen in einen umfangreichen Aufsatz von Wilfried Beimrohr, der die Situation von Lienz und damit Osttirols zur Zeit des Zweiten Weltkrieges nacherzählt. Im Kontext des Tagebuches verständlich, doch für die interessierte Leserschaft etwas bedauerlich sind in diesem Abschnitt die fehlenden Quellenangaben, die so manches Mal weiterführend auf das nicht ganz linientreue Verhalten der Osttiroler und die spezielle Geschichte des Bezirkes in der NS-Zeit hinweisen könnten.

Was das Tagebuch jedoch erst recht zur spannenden Lektüre werden lässt, sind die zahlreichen Kommentare, mit denen Roland Sila die Hinweise und Einträge der Malerstochter versehen hat. Dadurch entsteht ein Eindruck der Lebenswelt der Ila Egger-Lienz einerseits und des Ambientes im abgeschiedenen Lienz andererseits. Alles in allem liegt wegen der umfangreichen Kontextualisierung und Kommentierung ein tatsächlich nicht klassisches Ego-Dokument vor, dessen Lektüre so manches Mal zum Schmunzeln aber ebenso häufig zum Nachdenken anregt.

EVA PFANZELTER, Innsbruck

SABINE MAYR / JOACHIM INNERHOFER, **Quando la patria uccide. Storie ritrovate di famiglie ebraiche in Alto Adige.** Premessa di Peter Turrini, a cura del Museo ebraico di Merano, aus dem Deutschen übersetzt von Antonella Tiburzi, unterstützt von Oriana Brandolesse, Lidia Cevidalli, Attilio Cevidalli, Gabriella Meraner, Licia Meraner, Matteo Meraner. Edition Raetia, Bozen 2017. ISBN 978-88-7283-512-8, 543 S. (Deutschsprachige Ausgabe: JOACHIM INNERHOFER / SABINE MAYR, **Mörderische Heimat. Verdrängte Lebensgeschichten jüdischer Familien in Bozen und Meran**, Edition Raetia, Bozen 2015)

Meran ist geprägt durch den Tourismus, der die alte Landeshauptstadt Tirols nach Jahrhunderten der Stagnation ab 1840 wieder einer neuen Blüte zuführte. Diese hält bis heute an. Mit weit über einer Million Nächtigungen im Jahr ist Meran eine Top-Destination Südtirols und des Alpenraums. Der Fremdenverkehr prägt aber auch die Gesellschaft Merans, in der neben lange Ortsansässigen oder aus der unmittelbaren Umgebung des Burggrafenamts Zugezogenen stets auch Zuwandernde Ortsbild und soziale Textur des Kurorts bestimmten. So ist die starke Präsenz Italienischsprachiger, die heute ca. 50 % der Bevölkerung umfassen, kein Phänomen der jüngeren Zeitgeschichte, sondern war bereits um 1900 fassbar, als im boomenden Kurort Hunderte von Bauarbeitern aus dem Trentino mit Familien Arbeit und dauernde Ansässigkeit fanden.

Von grundlegender Bedeutung für Meran war seit dem 19. Jahrhundert die Präsenz von Juden, die sich nach zögernden Anfängen bald nach 1870, in der touristischen Glanzzeit des Kurorts, in vielerlei Weise in Szene setzten. Als Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute, Händler oder Bankiers, als Hoteliers, Pensionsbesitzer und Restaurateure

förderten sie die Entwicklung ihrer Heimatstadt und verliehen ihr ein hochwertiges Qualitätsprofil, das sich in ökonomischer, aber auch in kultureller Hinsicht bewies.

Ihre erfolgreiche, die Stadt belebende Präsenz wurde unter der faschistisch-nationalsozialistischen Herrschaft jäh beendet. Bereits die faschistische Rassengesetzgebung zwang ab 1938 zur Auswanderung und mit der deutschen Besetzung Ober- und Mittelitaliens sowie Errichtung der Operationszone Alpenvorland im September 1943 wurde die jüdische Gemeinschaft Merans nicht nur dezimiert, sondern vollkommen zerstört. Der Zugriff der SS-Einsatzgruppen, die bereits am 10. September 1943 einen Großteil der Meraner Juden verhafteten, um sie in Vernichtungslager zu deportieren, wurde unterstützt durch einheimische Helfer, die mit genauen Hinweisen und Denunziation die geplante Vernichtung wesentlich erleichterten.

Nach dem Ende des Weltkriegs gab es in Meran faktisch keine Juden mehr und mit ihrer Vernichtung begann auch ein jahrzehntelang währendes Schweigen über ihre Geschichte, ganz so, als ob es sie niemals gegeben hätte.

Erst die Forschungen von Leopold Steurer ab 1980, die breite, ab 1985 einsetzende Behandlung des Themenkomplexes Option und die Pionierarbeiten des Meraner Kaufmanns Enrico Steinhaus, selbst Sohn verfolgter Meraner Juden, öffneten Schneisen der Erinnerung an den wohl bedrückendsten Abschnitt der jüngeren Südtiroler Zeitgeschichte. 40 Jahre lang hatte das Südtiroler Opfergedächtnis die Erinnerung an noch weit schwerere Opfer gleichsam erstickt und zugleich eigene Mittäterschaft in den Hintergrund gerückt.

Systematisiert wurden die Forschungen zur jüdischen Präsenz in Tirol durch die Bozner Historikerin Cinzia Villani um das Jahr 2000, vor allem aber dank der umfassenden, von Thomas Albrich betreuten Darstellung über „Jüdisches Leben im historischen Tirol“ seit dem Jahr 2012. Diese Arbeiten erschlossen sozial- und religionsgeschichtliche Dimensionen, verwiesen auf institutionelle und strukturelle Grundlagen und auf Kernfragen der Erinnerungskultur.

Die 2015 auf Deutsch erschienene, 2017 auch ins Italienische übersetzte Darstellung von Joachim Innerhofer und Sabine Mayr nutzt also einen stark verbreiterten Forschungshintergrund, um auf dessen Grundlage konkrete jüdische Lebensgeschichten Merans und Bozens in den Blick zu nehmen. Der frühere Journalist Innerhofer, Leiter des jüdischen Museums in Meran, und die lange in Wien tätige Philologin Sabine Mayr nehmen damit eine ideale Position der Vermittlung ein, da mithilfe anschaulicher Einzelbiografien die Vielfalt, der soziale und kulturelle Reichtum der Meraner Juden eindrücklich vermittelt werden. Ein breiteres Lesepublikum gewinnt über den persönlichen Zugang Identifikation und vertiefte Einsicht.

Erfreulicherweise bietet die Darstellung keine Narration bunter Biogramme, sondern sucht in einer breit gespannten Einführung die Geschichte Merans und seiner Juden im 19. Jahrhundert miteinander zu verknüpfen. Dabei zeichnen Innerhofer und Mayr ein Bild doppelten Aufstiegs – eines in der gesamten Monarchie zunehmend geschätzten Kurorts und einer wesentlichen Trägergruppe dieser Entwicklung, der jüdischen Gemeinschaft, die sich ab 1901 auch um eine eigene Synagoge konstituierte.

Die hier skizzierte Geschichte Merans und seiner Juden ist keine vertiefte Darstellung der Interaktionen zwischen der ortsgebundenen Stadtgesellschaft und ihren sozialen Trägergruppen mit den jüdischen Familien und Akteuren, wohl aber ein anregendes Panorama, das noch wesentliche Fragen offenlässt: Urteile und Stereotype über die jüdischen Mitbewohner, Strategien ihrer Niederlassung und ihres unter-

nehmerischen Handelns, interne Netzwerke und Konflikte sowie ihren grundlegenden Beitrag zur Verbürgerlichung Merans deutet das Autorenduo nur an. Hier ist ein vertiefender sozial- und kulturhistorischer Zugriff vonnöten, für den „Mörderische Heimat“ wichtige Anregungen bereithält.

Kernstück aber ist die Verfolgungs- und Vernichtungsgeschichte der späten Zwischenkriegszeit und der Ära der deutschen Besetzung. Meran verzeichnete ab 1933 sogar noch einen Zuwachs an jüdischer Bevölkerung, da die NS-Rassengesetze, ab Frühjahr 1938 der „Anschluss“ Hunderte Juden aus Deutschland und Österreich ins nahe Südtirol, die Provinz Bozen trieben, wo die Hilfe zahlreicher Landsleute und die deutsche Sprache den Aufenthalt erleichterten. Aber auch Familien aus Mittel- und Oberitalien wie die Carpis führten in Bozen eine angesehene Existenz. Erst die italienischen Rassengesetze mit scharfer Diskriminierung und Aufenthaltsverboten reduzierten ab 1937 die jüdische Präsenz, die aber im Frühherbst 1943 immer noch ca. 60 Menschen aller Altersgruppen umfasste. Mayr und Innerhofer schildern eindringlich, wie die kleine Gemeinschaft am 16. September 1943, nur eine Woche nach der deutschen Besetzung, in kürzester Zeit verhaftet und zum Teil zunächst in das Arbeitslager Reichenau bei Innsbruck, dann in Vernichtungslager deportiert wurde. Betroffene und Beteiligte, zumal die einheimischen Unterstützer der SS, sind in ihrer bereitwilligen Helferrolle namentlich angeführt. Damit wird das Schweigen definitiv gebrochen, das noch 40 Jahre nach Kriegende über der Verfolgung lag.

Gegen die Strategie der Verdrängung, deren Spätfolgen bis heute anhalten, wirkt die von den Autoren vorgenommene sorgsame Aufbereitung zahlreicher Einzelbiografien der jüdischen Familien und Einzelpersonen in der Fülle ihres Lebens als notwendige Gegenmaßnahme. Mit Interesse und Gewinn liest man die zahlreichen Viten in ihrer persönlichen, reich illustrierten Dimension in familiären und sozialen Zusammenhängen. Über ihre sorgfältige, auch mühsame Rekonstruktion hinaus wünschte man sich jedoch eine analytisch schärfere Verortung in sozial- und religionsgeschichtlichen Kategorien.

Aber dies ist nicht das Primäranliegen des Buches, das vor allem die lange vergessenen Opfer Merans ins Gedächtnis zurückruft, als Beitrag zu einer neu belebten Gedächtniskultur, mit erhofft lange anhaltender Wirkung dieser „Storie ritrovate“.

HANS HEISS, Brixen

Bocksiedlung. Ein Stück Innsbruck, hg. von MELANIE HOLLAUS / HEIDI SCHLEICH (Veröffentlichungen des Innsbrucker Stadtarchivs, Neue Folge Band 58), Studienverlag, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7065-5573-9, 184 S. mit zahlr. Abb. und einem vierfarbigen Fotoessay.

Im Zuge des neuen Interesses für Raum und Materialität in den Kulturwissenschaften erlebt die historische Stadtforschung derzeit einen deutlichen Aufschwung und damit zugleich eine neue Ausrichtung. In diese neuen Interessen fügt sich auch dieses Buch ein, das an die Geschichte eines marginalisierten Innsbrucker Stadtviertels erinnert, das heute real nicht mehr existiert, aber sich mit vielen Erzählungen über unkonventionelle Umgangs- und Lebensweisen seiner Bewohnerinnen und Bewohner in die Stadtgeschichte und die Köpfe der Menschen eingeschrieben hat. Die Rede ist von der so genannten Bocksiedlung, die in der Innsbrucker Reichenau Mitte der

1930er-Jahre entstand, als dort Menschen eine Heimat fanden, die im Zuge der Wirtschaftskrise arbeitslos wurden und sich das Wohnen im Stadtraum nicht mehr leisten konnten. Mit „neuen Aspekten, Meinungen und Standpunkten“ (S. 9) wollen die Herausgeberinnen MELANIE HOLLAUS und HEIDI SCHLEICH mit Hilfe von 18 Berichten von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, zwei wissenschaftlichen Beiträgen und einem Fotoessay den vielen Erzählungen, die sich um die Bocksiedlung ranken, begegnen. Dabei präsentiert sich das Buch mit seinem festen Einband, zahlreichen Schwarzweißabbildungen und einer vierfarbigen Fotostrecke optisch ansprechend.

Die Leserschaft trifft auf verschiedene, meist wenige Seiten lange Erinnerungsgeschichten, die entweder aus der Feder der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen selbst stammen oder aus transkribierten und redigierten Interviewpassagen zusammengestellt wurden, welche die Herausgeberinnen mit ehemaligen Bewohnerinnen wie Bewohnern der Bocksiedlung, Personen aus der Nachbarschaft oder solchen, die unmittelbar mit der Bocksiedlung zu tun hatten, führten. Dazu gehört etwa auch der ehemalige Innsbrucker Bürgermeister ROMUALD NIESCHER, der vom Abbruch der letzten Baracken der Bocksiedlung in den Jahren zwischen 1971 und 1977 erzählt, für die er, damals als Stadtrat, zuständig war. Die Erinnerungsgeschichten werden durch Hintergrundinformationen zu den Autorinnen und Autoren eingeleitet und in den Fußnoten durch Erläuterungen zu im Text genannten Stadtvierteln oder Straßennamen ergänzt, welche die topographische Orientierung erleichtern. Wer sich systematisch mit der Wohnungssituation in Innsbruck in der Zwischenkriegszeit, der Entstehungsgeschichte der Bocksiedlung, den dortigen Siedlungs-, Besitz- und Lebensformen sowie dem Prozess, der zum Ende dieses Stadtteils führte, auseinandersetzen will, liest am besten den auf historischer Quellenbasis entstandenen Beitrag von ANDREA SOMMERAUER, platziert im hinteren Teil des Buches. Die Autorin verarbeitet auch die in diesem Band versammelten Erinnerungsgeschichten und bettet die darin geschilderten Sachverhalte in ihren jeweiligen historischen Kontext ein.

Ein knapp gehaltenes Glossar bietet vertiefende Informationen zu einigen öfters genannten Begriffen, Personen und Örtlichkeiten. Ein Eintrag im Glossar widmet sich etwa dem legendären „internen Bürgermeister“ der Bocksiedlung, Johann Bock, nach dem der Stadtteil auch benannt wurde (S. 179). Der Alteisenhändler wird in den Erinnerungsgeschichten als freundlicher Outlaw beschrieben, „ein Koloss von einem Menschen“ (S. 90), der sich unter die Pferde seines Fuhrwerks gelegt haben soll, als er einmal die Polizei loswerden wollte, die ein Ausschlagen der Pferde fürchtete (S. 97). Den Leuten in der Nachbarschaft habe er in Notlagen geholfen (S. 71), einer seiner Söhne wiederum habe die Kinder der Bocksiedlung stets freundlich begrüßt (S. 80). Insgesamt sei die Familie Bock mit ihren Fuhrwerken „ein Wirtschaftsfaktor“ gewesen, was nach Romuald Niescher mit dazu beitrug, dass die Stadtpolitik die Siedlung wohlwollend duldete. Die Familie Bock transportierte mit ihrem Fuhrwerk Küchenabfälle der Innsbrucker Gasthäuser ab und entsorgte damit den Bioabfall (S. 61). Johann Bock und seine Familie bleiben in den Erzählungen aber unnahbar: die Söhne, die Boxer, die nach Schaukämpfen „mit ihren geschwollenen Augen vor dem Haus“ saßen und furchterregend aussahen (S. 26); der alte Bock selbst, der sein Fuhrwerk von Gasthof zu Gasthof lenkte, ein Bild, das Romuald Niescher bis heute mit dem „unglaublichen Gestank“ und dem „Klappern der Pferdehufe auf dem Pflaster“ (S. 61) in Erinnerung blieb; das Haus der Familie Bock, das in der Mitte der Siedlung lag, seinen Nachbarn aber unzugänglich blieb. „Er hatte ein Schrottlager hinter einem hohen Holzzaun“,

erinnert sich ein Zeitzeuge und fährt fort: „Was er außer Schrott noch sammelte und was da sonst so vorging, wusste niemand ganz genau“ (S. 34).

Die Schilderungen der Figur des Johann Bock machen deutlich, dass die Erinnerungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen an die Bocksiedlung und ihre Bewohnerschaft mit einem Konstruktionsprozess über die Beschaffenheit dieses Ortes und seiner Menschen aus der Retrospektive zusammenhängen, die sich mit den erlebten Wirklichkeiten und zeitgenössischen Geschichten vermischen. Daher mögen die „Widersprüche“ und die „gegensätzliche Wahrnehmung“ zwischen Innen- und Außensicht in den verschiedenen Texten rühren, von denen die Herausgeberinnen in ihrem knappen Vorwort (S. 9) schreiben. Diese hätten eine „genaue Lokalisierung“ der Bocksiedlung erschwert, zumal „die Grenzen zwischen Kern- und Randgebieten nicht eindeutig verliefen, sich über Jahre veränderten und die Straßenführung mit der Entstehung des neuen Wohngebietes geändert wurde“ (S. 9). Im Versuch, „den Bereich der Bocksiedlung zu lokalisieren und ein Stück Innsbrucker Stadtgeschichte zu beschreiben“ (S. 9), was Hollaus und Schleich als Surplus ihres Buches herausstreichen, liegt sein Mehrwert aber nicht: Vielmehr demonstrieren die vielen, sich zum Teil auch widersprechenden Ansichten, dass die Bocksiedlung eben nicht lediglich ein geographisch abgegrenztes Stadtviertel war und in der Erinnerung der Innsbruckerinnen und Innsbrucker nach wie vor ist, das sich so einfach in eine Karte einzeichnen ließe. Gerade darin scheint der Zugewinn für alle Leserinnen und Leser zu liegen, die dieses Buch vor dem Hintergrund aktueller raumtheoretisch orientierter Stadtgeschichtsforschung lesen. Die Bocksiedlung präsentiert sich in den Erinnerungsgeschichten als ein Ort, dessen Charakter und Eigenheit die vielen um ihn rankenden Geschichten, Erzählungen und Erinnerungen genauso ausmachen wie seine materielle Beschaffenheit, die Lage am Stadtrand, die Baracken und verschiedenen Siedlungsformen all jener Menschen, die dort aus vielen Gründen Unterschlupf fanden. Möchte man bei den meisten in diesem Buch versammelten Erinnerungsgeschichten auch weiterlesen und mehr über die Geschichten der Befragten erfahren, nicht zuletzt über die methodische Vorgehensweise der redaktionellen Hand der Herausgeberinnen: Dass das Buch dazu beitragen kann, „dass wichtige Teile der Innsbrucker Stadtgeschichte nicht in Vergessenheit geraten“, wie Innsbrucks Bürgermeisterin Christine Oppitz-Plörer im Geleitwort schreibt, stimmt allemal.

ULRICH LEITNER, Innsbruck

HORST SCHREIBER, Restitution von Würde. Kindheit und Gewalt in Heimen der Stadt Innsbruck. Mit einem Beitrag von ULRIKE PAUL (Veröffentlichungen des Innsbrucker Stadtarchivs, Neue Folge Band 57), Studienverlag, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7065-5517-3, 320 S.

Mit seinem Buch „Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol“ (Studienverlag 2010) führte Horst Schreiber seinen Leserinnen und Lesern die Leid- und Gewalterfahrungen vor Augen, die unzählige Kinder und Jugendliche in öffentlichen und kirchlichen Erziehungsheimen in Tirol und Vorarlberg erleben mussten. Er widmete sich insbesondere den Biografien und kollektiven Erfahrungen von ehemaligen Heimkindern, die dem Zeithistoriker in vielen persönlichen Gesprächen ihre Lebensgeschichte anvertrauten. Damit gelang es nicht nur, Politik und Öffent-

lichkeit wachzurütteln und in ihre Verantwortung zu nehmen, sondern auch eine Opferschutzkommission der Stadt Innsbruck anzustoßen, die zur Anlaufstelle für ehemalige Heimkinder wurde. Die öffentliche Aufmerksamkeit für Gewalt in Erziehungsheimen führte darüber hinaus zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Tiroler und Vorarlberger Heimgeschichte sowie der Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation der Psychiaterin Maria Nowak-Vogl an der Universität Innsbruck.

Im hier zu besprechenden Buch wendet sich Schreiber nun den Gewalterfahrungen in den Kinderheimen der Stadt Innsbruck zu: der Jugendheimstätte Holzham-Westendorf sowie den Kinderheimen Mariahilf und Pechegarten. Neben dem Buch entstand eine Film-Dokumentation, bei der 14 Männer und Frauen zu ihren Erfahrungen auf Pflegeplätzen und in Tiroler Kinder- und Erziehungsheimen interviewt wurden. Die Video-Portraits sind auch online zugänglich (siehe: www.heimkinder-reden.at). Das Projekt ging mit einer Theaterproduktion durch die Gruppe nachACTiv mit dem Titel „Jetzt wird geredet: Heimerziehung im Namen der Ordnung“ einher, die Ende 2015 viele Besucherinnen und Besucher ins Freie Theater Innsbruck zog.

Im ersten Teil des Buches, das zugleich sein Herzstück darstellt, zeichnet der Autor die Strukturgeschichte der Kinderheime der Stadt Innsbruck nach und führt sie einem Vergleich zu. So waren die Schulerfahrungen der ehemaligen Heimkinder in den genannten Institutionen unterschiedlich, zumal die geschlossen geführte Jugendheimstätte Holzham-Westendorf eine heimeigene Schule hatte, während die Kinder der Heime Mariahilf und Pechegarten die Regelschule außerhalb der Institutionen besuchen konnten. Neben der Schule widmet sich das Kapitel den Anfängen, dem Personal, dem Wirtschaftsbetrieb und der Schließung des Heimes in Westendorf sowie den Anfängen, der Funktion, den Heimleiterinnen, den Aufnahmekriterien, den Arbeitsbedingungen in den Kinderheimen Mariahilf und Pechegarten ebenso wie den pädagogischen Modernisierungen dieser beiden Heime Anfang der 1970er-Jahre. Damit betritt die Studie Neuland, zumal die Geschichte der städtischen Kinderheime in Innsbruck bislang noch nicht systematisch aufgearbeitet wurde. Das zweite Kapitel rekonstruiert die Gründe, die zu einer Heimeinweisung führten. Auf der Basis von Mündelakten und Berichten von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wirft der Autor Schlaglichter auf die sozialen Verhältnisse, in denen die betreffenden Kinder lebten, insbesondere ihre Wohnsituation im Innsbruck der ersten Nachkriegsjahrzehnte: „Speziell [...] Familien aus den Lagern, Baracken, Notunterkünften und Substandardwohnungen waren es, deren Kinder in ein Heim überstellt wurden“ (S. 99). Dazu gehörten etwa Kinder, die in der Bocksiedlung, dem Reichenauer Lager, in Barackensiedlungen in Mühlau und im Sieglanger aufwuchsen. Im dritten und seitenstärksten Kapitel werden Erfahrungen in Heimen und auf Pflegeplätzen dokumentiert, wobei neben den Kinderheimen der Stadt Innsbruck auch die Säuglings- und Kleinkinderheime in Arzl und Axams sowie die Landeserziehungsanstalten gestreift werden. Ein großer Anteil der in Heimen von Stadt, Land und Bund sowie dem katholischen Träger fremduntergebrachten Kinder gehörten der Gruppe der Jenischen an. Anhand eines Exkurses über die „Diskriminierungs- und Verfolgungsgeschichte“ (S. 195) der Jenischen verdeutlicht der Autor sodann im vierten Kapitel, „wie die Herrschaftsträger über die politischen Systeme hinweg einen Kampf gegen die Armen ausfochten statt gegen die Armut“ (S. 191). Im fünften Kapitel des Buches sind „Berichte vom täglichen Überleben und vom Fortleben der Gewalt in den Körpern“ (S. 217) versammelt, die ehemalige Heimkinder auf vielfältige Weise kundtaten: in Gesprächen

mit den Mitgliedern der Opferschutzkommission, über schriftliche Berichte, E-Mails, Telefonate und Interviews mit dem Autor. In das Kapitel eingebunden ist ein Beitrag der Psychotherapeutin Ulrike Paul (S. 239–247), die mit mehr als 60 Betroffenen Gespräche über ihre Erfahrungen im Heim und deren Folgen führte. Der Beitrag behandelt insbesondere die Traumafolgestörungen unter Berücksichtigung transgenerationaler Aspekte, denn unter den Auswirkungen der Heimaufenthalte hatten nicht nur die Betroffenen selbst zu leiden, „sondern nahezu ausnahmslos auch deren Kinder und Kindeskinde“ (S. 240). Das sechste und letzte Kapitel schließlich rekapituliert das Zustandekommen und die Arbeit der städtischen Opferschutzkommission, der der Autor selbst angehört. Die Kommission hatte 2011 seitens der Stadt den Auftrag erhalten, „die Höhe einer einmaligen materiellen Leistung für jene Personen vorzuschlagen, die in städtischen Kinderheimen unterschiedlichen Formen der Gewalt ausgesetzt waren, und ihnen das Angebot einer Therapie zu unterbreiten, wenn sie daran interessiert waren“ (S. 251). Dies bedeutete nicht nur eine finanzielle Entschädigung für die Betroffenen: „Die freiwillige Auszahlung ansehnlicher Summen hat in einer materiell orientierten Gesellschaft hohe symbolische Bedeutung und drückt ein Schuldeingeständnis glaubwürdiger aus als verbale Gesten, so wichtig diese auch sein mögen“ (S. 253). Mehrere abgedruckte Rückmeldungen der 95 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die sich zwischen Frühjahr 2011 und Dezember 2012 bei der Opferschutzkommission der Stadt Innsbruck meldeten und in den Genuss der Gestezahlungen und bei Wunsch der Therapien kamen, zeichnen einen „insgesamt überaus positiven Blick auf die Tätigkeit der Opferschutzkommission der Stadt Innsbruck“ (S. 260).

Der Anhang des Buches informiert anhand von statistischen Auswertungen über die Belegungszahlen der städtischen Heimstrukturen und die Pflegekinder unter Aufsicht des Jugendamtes Innsbruck. Ein Anmerkungsapparat, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Personen- und Ortsregister runden den Band ab, der Einblick in die Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen in Heimstrukturen Tirols, insbesondere den städtischen Heimen in Innsbruck sowie in die Arbeit der städtischen Opferschutzkommission bietet. Das ansprechende Format, optisch hervorgehobene Berichte von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, eine gut lesbare Sprache und das Engagement für die Betroffenen aus der Feder von einem, der die Aufarbeitung der Tiroler Heimgeschichte als Mitglied der städtischen Opferschutzkommission von innen kennt, machen die Thematik um Kindheit und Gewalt in Heimen der Stadt Innsbruck einem breiten Publikum zugänglich.

ULRICH LEITNER, Innsbruck

Bruno Kreisky und die Südtirolfrage / Bruno Kreisky e la questione dell'Alto Adige, hg. von GUSTAV PFEIFER / MARIA STEINER (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs, Sonderband 4), Edition Raetia, Bozen 2016. ISBN 978-88-7283-590-6, 365 S. mit 19 Abb., 2 Tabellen.

Anlässlich des 25. Todestages von Bruno Kreisky fand in Bozen 2015 eine Tagung zu dessen Engagement in der Südtirolfrage statt. Dass die Beiträge bereits ein gutes Jahr später in gedruckter Form vorgelegt wurden, ist lobenswert und keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Mehrjährige Verzögerungen bei ähnlichen Vorhaben sind eher die Regel als die Ausnahme.

Neben sechs Aufsätzen und einer Zusammenfassung enthält der Band das von MARIA STEINER erstellte Findbuch zu den Südtirol-Archivalien im Kreisky-Archiv in Wien, dessen Benützung durch eine umfassende Einführung sowie ein Personen- und Ortsregister erleichtert wird. Die Bestände umfassen u. a. Akten, Korrespondenz, Gedächtnisvermerke und Fotos. Allein der Umfang des Findbuchs – rund 200 Seiten – lässt erahnen, dass das Kreisky-Archiv noch einiges an forschungsrelevantem Material zu Südtirol birgt.

Der erste Aufsatz des Bandes stammt aus der Feder von HANS HEISS. Gewohnt elegant lotet er „Facetten einer komplexen Beziehung“ (S. 9) zwischen Kreisky und Südtirol aus. Er würdigt den österreichischen Außenminister und Regierungschef in mehrfacher Hinsicht: So sei es ihm erstens gelungen, die Südtirolfrage dauerhaft zu internationalisieren; zweitens habe er das Südtirolproblem entprovinzialisiert und in den Kontext weltweiter Minderheitenfragen bzw. der Unabhängigkeitsbewegungen von Kolonialvölkern in den sechziger Jahren gestellt. Schließlich habe er sich auch um eine Pluralisierung der politischen Kultur Südtirols, konkret den Aufbau einer sozialdemokratischen Bewegung bzw. Partei, verdient gemacht.

ROLF STEININGER liefert einen Überblick über die österreichische Südtirolpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum zweiten Autonomiestatut von 1972 – mit Ausblicken bis zur Streitbeilegungserklärung zwanzig Jahre später. Schwerpunkte gelten dem Vortrag des Südtirolproblems vor der UNO und der Erörterung der Frage, ob die Attentate der späten fünfziger und sechziger Jahre und insbesondere die sogenannte Feuernacht im Juni 1961 einer Lösung der Südtirolfrage zuträglich waren oder nicht. Laut Steininger besteht kein Zweifel daran, dass das Autonomiepaket nicht wegen, sondern trotz der Bomben geschnürt werden konnte und die Diplomatie über den Terror siegte.

Mit dem schwierigen Verhältnis zwischen der italienischen Diplomatie und Bruno Kreisky im Zusammenhang mit der Südtirolfrage befasst sich FEDERICO SCARANO, Universitätsprofessor in Neapel. Wie Steininger weist auch er nach, dass Kreisky als Außenminister von Beginn an auf eine Autonomielösung für Südtirol setzte. Breiten Raum widmet dieser Beitrag den scharfen italienisch-österreichischen Auseinandersetzungen vor der UNO von 1959 bis 1961 und den diese begleitenden bilateralen Verhandlungen. Dabei betont Scarano wiederholt, wie sehr sich Kreisky von österreichischen „Extremisten“, so z. B. dem Tiroler ÖVP-Politiker Aloys Oberhammer oder etwa dem Wiener Verleger Fritz Molden, unter Druck setzen lassen habe. Schließlich erläutert er die Wende, die durch die Ende 1963 eingesetzte Mitte-Links-Regierung in Italien unter Aldo Moro möglich wurde. Das nunmehrige Bestreben einer Einigung mit Österreich sieht er nicht ausschließlich innenpolitisch begründet, sondern auch in der Absicht Moros, den beiden Machtblöcken des Kalten Krieges einen dritten „Block der Staaten guten Willens“ (S. 74) gegenüberzustellen. In diesem sollte das neutrale Österreich eine wichtige Rolle spielen.

Die Bedeutung der römischen Mitte-Links-Regierung für die Lösung der Südtirolfrage wird durch einen weiteren italienischsprachigen Beitrag von CARLO ROMEO unterstrichen. Der Bozner Historiker skizziert den Weg der seit 1948 regierenden Democrazia Cristiana (DC) hin zu einer allmählichen Öffnung nach links und geht auch auf die personellen Umbrüche innerhalb der Bozner DC Ende der fünfziger Jahre ein. Diese Entwicklung wurde von der Südtiroler Volkspartei (SVP) genau verfolgt und bereits 1961 mit vorsichtigem Optimismus kommentiert.

GÜNTHER PALLAVER beschäftigt sich in seinen Ausführungen mit Bruno Kreiskys Rolle im Zusammenhang mit der Formierung und Ausbildung der Südtiroler Sozialdemokratie. Nachdem der Versuch, eine solche innerhalb der SVP zu etablieren, gescheitert war, kam es 1966 zur Gründung der Südtiroler Fortschrittspartei (SFP). Diese parteipolitische Pluralisierung war maßgeblich Bruno Kreisky zuzuschreiben, wäre jedoch – so die einleitende These Pallavers – ohne die aufbrechenden sozialen Konflikte in Südtirol in den sechziger Jahren nicht möglich gewesen. Letztendlich war das Engagement Kreiskys nicht dauerhaft erfolgreich: 1973 erhielt die SFP in der Sozialdemokratischen Partei Südtirols (SPS) eine Konkurrenz, die beiden Parteien nahmen sich gegenseitig Stimmen weg und der nunmehrige österreichische Bundeskanzler und Vorsitzende der SPÖ drängte vergebens auf eine Fusion der beiden Kräfte. Ihrer beider Scheitern war damit vorprogrammiert. Abschließend bietet Pallaver ein aufschlussreiches politikwissenschaftliches Modell der Südtirolpolitik Kreiskys nach politisch-biografischen Zäsuren an. Die drei Phasen (Außenminister, Oppositionspolitiker, Bundeskanzler) gliedert er unter den Gesichtspunkten der Politikfelder und politischen Prozesse.

Spannend wie ein Krimi liest sich der Aufsatz von CHRISTOPH FRANCESCHINI. Er geht der Frage nach, was Bruno Kreisky über die Attentate des Befreiungsausschusses Südtirol (BAS) wusste. Überzeugend kann er anhand der im Kreisky-Archiv eingesehenen Akten nachweisen, dass der österreichische Außenminister durch Berichte des befreundeten Tiroler SPÖ-Politikers Rupert Zechtl sowie der Staatspolizei über die klandestinen Vorgänge in den Jahren 1959 bis 1961 bestens informiert war. Von besonderer Brisanz ist aber ein Detail: Hat Kreisky 1960 in einer persönlichen Zusammenkunft mit BAS-Männern in Wien die Attentate gutgeheißen oder gar zu Aktionen ermuntert, wie ehemalige Aktivisten behaupteten? Kreisky wies dies in seinen Memoiren entschieden von sich, was auch der am Treffen beteiligte Gewährsmann Zechtl bestätigt, während von den in Wien anwesenden BAS-Mitgliedern diesbezüglich keine Aussagen vorliegen.

Abgerundet wird der Aufsatzteil des Bandes durch eine Zusammenfassung der die Tagung abschließenden Podiumsdiskussion, an der neben einigen Referenten auch der Südtiroler Landeshauptmann Arno Kompatscher und der ehemalige österreichische Außenminister und Kreisky-Vertraute Peter Jankowitsch teilnahmen. Leider sind nur die Eingangstatements abgedruckt, die durchaus lebendige Debatte ist nicht wiedergegeben. Der SVP-Politiker Kompatscher würdigte Kreisky in den höchsten Tönen: So sei die heutige Südtirol-Autonomie mit Modellcharakter für die Regelung von Minderheitenfragen „im Besonderen dem Wirken Kreiskys zu verdanken“ (S. 162).

Diese Aussage des Südtiroler Landeshauptmanns kann als späte Entschuldigung und als ein Akt der Versöhnung gewertet werden. Anfang 1965 hat die SVP nämlich einen Lösungsvorschlag für das Südtirolproblem abgelehnt, den der sozialistische Außenminister Kreisky mit seinem sozialdemokratischen italienischen Amtskollegen Giuseppe Saragat unter großem persönlichen Einsatz ausgearbeitet hatte. Diese aus rein parteipolitischen Gründen erfolgte Zurückweisung hat Kreisky tief gekränkt und maßlos enttäuscht. „Südtirol hat ihn dann nicht mehr interessiert“, meint Steininger überspitzt (S. 159).

Lange Jahre stand Südtirol an erster Stelle der politischen Agenda Bruno Kreiskys. Über die Gründe hierfür, das konkrete Engagement, das diplomatische Ränkespiel

und den Wien-Rom-Innsbruck-Bozen-Diskurs kann der Leser des von GUSTAV PFEIFER (Südtiroler Landesarchiv) und MARIA STEINER (Kreisky-Archiv) herausgegebenen Buches erhellende Einblicke gewinnen.

STEFAN LECHNER, Pfalzen

GEBHARD BENDLER, **Wilder Kaiser. Von Sommerfrischlern, Kletterlegenden, Skionierern und dem Bergdoktor. 200 Jahre Alpingeschichte und Reisekultur,** Tyrolia, Innsbruck/Wien 2016. ISBN 978-3-7022-3547-5, 255 S. mit zahlr. Abb.

Der Tourismus gehört im Ostalpenraum – hier wiederum ganz besonders in den heutigen österreichischen Bundesländern Tirol und Salzburg – zu den tragenden Stützen von Wirtschaft und Gesellschaft. Mit Modernisierung und Aufwertung der Städte zu Zentren gesamtgesellschaftlicher Entwicklung gerieten weitgehend auf Landwirtschaft beruhende Räume in Bedrängnis, sie rückten mehr und mehr in die Peripherie. Aus den in vielen Hochlagen ohnedies zumeist nur kargen landwirtschaftlichen Erträgen alpiner Böden ließ sich oftmals nicht mehr die ganze Familie in ihren geänderten Ansprüchen versorgen. Abwanderung der noch jungen, arbeitsfähigen Bevölkerung war die Folge. Menschen mit einer tiefen persönlichen Einsicht in die betroffene Gesellschaft dieser Zeit wie Pfarrer Franz Senn erkannten bald, dass man diesem Phänomen entgegensteuern musste. Sie sahen in den neuen Möglichkeiten der aufstrebenden Städte und ihrer vermögenden Bürger eine Chance, sich dieser Entwicklung anzuschließen und von ihr zu profitieren. Das aufkommende Bedürfnis der Städter nach Erholung und Sommerfrische – ein Begriff, der sich zur Mitte des 19. Jahrhunderts bereits etabliert hatte – in Verbindung mit einer wachsenden Alpenbegeisterung ließ sich durchaus für beide Seiten gewinnbringend in Einklang bringen.

In Tirol hatte der Eisenbahnbau während des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts infrastrukturelle Möglichkeiten geschaffen, vergleichsweise günstig und bequem aus den städtischen Ballungsräumen anzureisen, sodass das Kronland schon vor dem Ersten Weltkrieg einen bemerkenswerten Teil seiner volkswirtschaftlichen Leistungsbilanz dem Tourismus zuschreiben konnte und darin eine Führungsrolle innerhalb der Monarchie übernahm. Abseits der Landeshauptstadt Innsbruck kristallisierten sich in Tirol schon frühzeitig zwei touristische Innovationszentren heraus, Cortina d'Ampezzo und das Gebiet um den Wilden Kaiser mit dem Zentrum Kitzbühel. Obwohl bis weit in die 1970er Jahre die Sommersaison dominierte, gab es vor 1914 hier bereits sichtbar erfolgreiche Ansätze eines frühen (wenngleich noch sehr elitären) Wintertourismus.

Gebhard Bendler widmet das vorliegende Buch, das im Auftrag des Tourismusverbandes *Wilder Kaiser* (einem seit 2006 bestehenden Zusammenschluss der südseitig gelegenen Dörfer Going, Ellmau, Scheffau und Söll) entstanden ist, der Geschichte und Gegenwart dieses Raumes. In sieben weitgehend chronologisch aufgebauten Großkapiteln (Die Anfänge des Tourismus; Auf die Gipfel; The Great German School of Climbing; Die Zähmung des Wilden Kaisers; Der Tourismus wird organisiert; Winter am Wilden Kaiser und Imagination: die Kraft der Bilder) umreißt der Autor – reich illustriert mit Photographien und Dokumenten – die Entwicklung dieses Gebietes. Nicht nur ohnedies gerne hervorgeholte Erfolgsgeschichten finden darin Platz, auch über Jahre hinweg verschwiegene Geschehnisse erhalten ohne Berührungängste ihren

Raum in der Darstellung (Krieg und seine Folgen, Nationalismus wie Chauvinismus; S. 89 u. 140). Jedes dieser Kapitel schließt mit einer persönlichen Innensicht von Menschen, die in unterschiedlicher Art und Weise mit dem Tourismus in Verbindung stehen. Gekürzt wiedergegebene Interviews vermitteln dabei Positionen, mit denen man als Leser nicht unbedingt einverstanden sein muss. Sie sind aber in ihrer Aussage ebenso ehrlich wie offen und erleichtern mithin einen notwendigen Wechsel des Betrachtungsstandpunktes. Erst auf Basis dieses Perspektivenwechsels kann – ungeachtet aller Kritik – eine Analyse von touristisch so intensiv bewirtschafteten Räumen wie dem Wilden Kaiser einsetzen. So zeigen sich dadurch etwa ganz deutlich Probleme, die mit der hohen Zahl von Gästen in Zusammenhang stehen, allerdings von beiden Seiten oftmals unterschiedlich wahrgenommen werden. Für den Wilden Kaiser stellte beispielsweise die Herstellung des Autobahnanschlusses in den 1960er-Jahren (fast einhundert Jahre nach der letzten großen infrastrukturellen Innovation in diesem Raum: der Eisenbahn) einerseits einen wichtigen ökonomisch wirksamen Fortschritt dar (S. 224). Andererseits gesteht man sich mittlerweile ein, dass mit der wachsenden Zahl an Individualtouristen, die besonders während der Wochenenden (Bettenwechsel-Samstag; Tagestouristen) spürbar ist, ein massives, Erholungssuchende wie Einheimische selbst störendes Verkehrsproblem einhergeht. Lösungsansätze, die über das eigene Dorf hinausreichen, fehlen indes noch (S. 230 f.; Interview J. Haselsberger).

Geschickt platziert der Autor zwischen den Großkapiteln jeweils eine doppel-seitige Bilderstrecke, die – graphisch deutlich abgesetzt – den jeweiligen Wandel innerhalb der gewählten Themen auf eigene Weise illustriert (Sommerfrische; Bergsport; Wintersport und Werbung). Dabei wird nicht nur der Inhalt des Dargestellten selbst fokussiert, sondern ebenso das sich verändernde Trägermaterial, von Schwarzweißphotographien über den Diafilm hin zum virtuellen Bild elektronischer Photographie aus dem Internet, angezeigt auf modernen Tablets. Zugleich dokumentieren diese Bildstrecken jedoch auch einen anderen Wandel, der ein breites Hinterfragen herausfordert: nämlich eine sich konstant nach oben schraubende Entwicklung des Immer-Mehr und Immer-Schneller. Das führt den Leser schließlich, geradezu beispielhaft, zu der bereits erwähnten Verkehrsproblematik zurück.

Insgesamt gelingt es dem Autor, hier durchaus ein hinlänglich kritisches und zugleich für alle Seiten offenes Bild dieses Raumes um den Wilden Kaiser, seiner Alpin- und Tourismusgeschichte zu entwerfen, das es wohl wert ist, gelesen zu werden. Aber, um es mit dem Autor (S. 6) zu halten: „Es gäbe noch so viel(e) Geschichte(n) zu verstehen und zu erzählen!“

KURT SCHARR, Innsbruck

Ländliche Gemeingüter. Kollektive Ressourcennutzung in der europäischen Agrarwirtschaft / Rural Commons. Collective Use of Resources in the European Agrarian Economy, hg. von NIELS GRÜNE / JONAS HÜBNER / GERHARD SIEGL (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2015), Studienverlag, Innsbruck/Wien/Bozen. ISBN 978-3-7065-5471-8, 310 S.

Der zu besprechende Band umfasst 19 Beiträge, welche einen aktuellen Überblick über Forschungen zum Thema „Ländliche Gemeingüter / Rural Commons“ in Europa (mit einem Ausblick auf Afrika) bieten. STEFAN BRAKENSIEK gibt in seinem

Beitrag einen Überblick über „Traditionen und neuere Tendenzen der deutschen Forschung zur Geschichte ländlicher Gemeingüter“ und weist auf die Relevanz des Themas hin, das für die aktuellen Debatten um die sozialen und ökonomischen Probleme in den Ländern der sogenannten Dritten Welt sowie um die ökologischen Folgen des wirtschaftlichen Wachstums in den Industriestaaten Anhaltspunkte liefern könne. Die Diskussion kreise dabei um das Problem, ob Menschen kollektiven Besitz notwendigerweise verantwortungslos handhaben („tragedy of the commons“). Das breite Spektrum der im Band versammelten und sich diesem Grundproblem annähernden Sichtweisen, die durch die Klammer von Einführung und Resümee kontextualisiert sind, überzeugt durch seine Gliederung in drei thematische Schwerpunkte: Forschungspfade und Neuorientierungen; Lokale und regionale Fallstudien; Problemspezifische Analysen und Vergleiche.

Das Buch sieht sich als Schritt hin zur Überwindung eines Nordwest-Südost-Gefälles in der Forschung, das sich in einer sehr ungleichen Verteilung mikrohistorischer Studien über ländliche Gemeingüter in Europa manifestiere. Den Herausgebern war es ein Anliegen, diese Disparität der Forschungslage zu problematisieren und Studien aus ganz Europa, namentlich auch aus dem bisher unterrepräsentierten Osten (Böhmen, Ungarn, Polen), zu veröffentlichen. Den Autorinnen und Autoren wurden dabei offenbar Leitfragen vorgegeben, an denen sie sich orientieren konnten bzw. sollten, was aufgrund der teilweise prekären Quellenlage und der Variationsbreite der Befunde nicht immer zum Erfolg führen konnte. Sowohl für die Herausgeber als auch für die Leserinnen und Leser wurde damit aber ein praktisches Gerüst definiert, das für das Gewinnen eines Überblicks über die nicht ganz einfache Materie und für das Abstecken zukünftiger Forschungsdesiderate von Nutzen ist.

Die Herausgeber NIELS GRÜNE, JONAS HÜBNER und GERHARD SIEGL fassen in ihrem Resümee sowohl die Forschungsfrage als auch ihre Erkenntnisse aus dem Projekt zusammen. Unter dem Oberbegriff „ländliche Gemeingüter“ bzw. „rural commons“ verstehen sie Institutionen kollektiver Ressourcennutzung im agrarischen Bereich, d. h. aktuelle Konzepte umfassen mehr als die bisher in der deutschsprachigen Forschung überwiegend verwendete Kategorie „Allmende“, die sich ausschließlich auf dauerhaft für die gemeinsame Nutzung reservierte Bodenflächen bezieht. Kollektiv genutzte Ressourcen bestanden in der europäischen Agrarwirtschaft vielmehr aus Weide, Wald und Infrastruktur wie Gebäuden, Brücken, Wegen oder künstlichen Bewässerungsanlagen, deren Nutzungsrechte von kirchlichen oder weltlichen Grundherren bzw. Korporationen oder von lokalen Institutionen vergeben wurden. Zu achten sei stets auf die Dichotomie zwischen Eigentums- und Nutzungsrecht – in der Vormoderne gab es den Eigentumsbegriff „im Sinne einer absoluten Sachherrschaft über ein Objekt“ nicht (S. 276). Zudem gelte es, von der Auffassung einer bilateralen Mensch-Ding-Beziehung abzugehen und vielmehr „multilaterale[n] Beziehungsgeflechte[n] zwischen Ressourcen, Akteuren und Institutionen“ (S. 276) ins Auge zu fassen. Neben die vielfältigen Formen ländlicher Gemeingüter trete zudem der Aspekt, dass diese nicht statisch sind, d. h. dass wir bei der Beschäftigung mit „rural commons“ stets auch eine zeitliche Dimension mitdenken müssen. Prinzipiell kam es in späterer Zeit oftmals zu Knappheit, aus der institutionelle Regelungen und Beschränkungen des vormals freien Ressourcenzugangs resultierten. Dieser Nutzungsdruck, der auch durch Faktoren wie Bevölkerungswachstum und Naturkatastrophen bedingt war, führte zur Herausbildung von größeren (Talschaften

und Regionen) oder kleineren (Familien) Nutzergemeinschaften, die nach zunächst mündlich und später schriftlich tradierten Regeln die Gemeingüter bewirtschafteten. Die Regulierung hing von der Grundherrschaft, einer anderen Obrigkeit oder vom entstehenden Staat ab, gerade in der „Sattelzeit“ kam es oftmals zur Auflösung der Gemeingüter. Um den Erhalt über lange Zeit zu garantieren, war es notwendig, die Regelwerke immer wieder an veränderte Rahmenbedingungen anzupassen.

Anhand des vorgegebenen Gerüsts von vier Orientierungspunkten werden im Resümee der Herausgeber weitere Aspekte der Gemeingüterinstitutionen beleuchtet: jener des Zugangs (Inklusion und Exklusion), jener der „Verfassungsstrukturen“ (Organisationsformen) und jener von Wandlungsprozessen. Als letzter Punkt werden Forschungsdesiderate und Perspektiven zusammengefasst, die sich aus der Zusammenschau der Beiträge ergeben.

Die Forschung kann vor allem aus Aktenmaterial zu Ressourcenkonflikten schöpfen, das über den Zugang zur Gemeingüterverwaltung und -nutzung (oft in der Form zufälliger Überlieferung über „Alltagskonflikte“) Auskunft gibt. Gerade die nicht- bzw. unterbäuerlichen Schichten waren in der Regel bezüglich der Nutzung kollektiver Ressourcen benachteiligt, obwohl es „eine enorme Spannweite abgestufter Inklusions- und Exklusionsmechanismen gegenüber der besitzlosen oder -armen Landbevölkerung“ gab (S. 281). Besonders in Hinblick auf die Fragen der kommunalen Armenfürsorge mittels der Gemeingüter ergeben sich offenbar spannende Forschungsperspektiven, ebenso hinsichtlich der Entstehung und Persistenz sozialer Unterschiede und sozialer Ungleichheit. Als Problem wird das Fehlen statistischer und/oder quantifizierender Quellen angesprochen.

Für die spätere Zeit, namentlich das späte 19. Jahrhundert, geraten die „Verfassungsstrukturen“ ins Blickfeld, die den Gegensatz zwischen kollektiven Organisationsformen und den aufkommenden Raumkonzepten der entstehenden europäischen Staaten als territorialen Souveränen aufzeigen. Von einer Verstaatlichung oder Nationalisierung von Gemeingütern könne trotzdem keine Rede sein; vielmehr wurde die Eigentumsfrage oftmals zugunsten der politischen Gemeinden entschieden („Kommunalisierung“), sofern kollektive Besitz-, Organisations- und Nutzungsformen nach 1800 überhaupt noch existierten. Die Kommunen wurden zugleich einer strikteren Aufsicht unterworfen, auch was die Gemeingüter anlangt („Bürokratisierung“). In Tirol wurde 1847 Eigentum an die lokalen Gemeinschaften übertragen, erst danach etablierte sich die politische Gemeinde (1849, 1866), womit die „Zuständigkeits- und Verfügungsfrage hinsichtlich des Gemeinbesitzes prekär blieb“ (S. 286 f.). Für Südtirol wurde nach der Annexion durch Italien ein eigener Weg beschritten (EVI PECHLANER).

Was die Wandlungsprozesse angeht, so zeigt sich anhand der Beiträge, dass kollektive Bodennutzungssysteme in Europa jeweils durch ähnliche Entwicklungen beeinflusst wurden: eine zunehmende Verdichtung der Normierung im 16. und 17. Jahrhundert (Ordnungen und Weistümer), ein starkes Bevölkerungswachstum im 16. und danach ab dem 18. Jahrhundert, die Agrarreformen im 18. und 19. Jahrhundert mit ihren obrigkeitlichen Teilungs- und Privatisierungsinitiativen, das Fortbestehen ländlicher Gemeingüter bis in das 21. Jahrhundert, etwa in Tirol. Im Ostalpenraum verdanke sich die Persistenz nicht zuletzt der Topographie, die keine intensivere rentable Nutzung zulasse, sowie der zunehmenden Bedeutung von Naturschutz und Tourismus: Aufgrund ihrer „Archaik“ wurden Gemeingüter zunehmend als Garanten einer ökologisch intakten und ästhetisch reizvollen Landschaft rehabilitiert (S. 289).

Unter dem Titel „Desiderate und Perspektiven“ weisen die Herausgeber schließlich an erster Stelle auf die Notwendigkeit hin, für die weitere Forschung gemeinsame Begrifflichkeiten für die Ausprägungen ländlicher Gemeingüter(institutionen) zu finden. Dieses Ringen um Begriffe ist nicht nur ein Thema für die vernetzte Forschung, sondern auch für die Leserinnen und Leser: Der Band ist ein ausgewiesenes Fachbuch, das in einer Fachsprache geschrieben ist und die Kenntnis grundlegender Konzepte der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften voraussetzt (z. B. „demographisch“, „demo-ökonomisch“, „innerdörfliche Regime“, „Transhumanz“, „Ressourcenabundanz“ etc.). Es wartet teilweise auch mit komplizierten Sprachkonstruktionen auf, die ein mehrmaliges genaues und konzentriertes Lesen einzelner Sätze und Absätze notwendig machen. Förderlich für den Lesefluss ist hingegen die hervorragende Redaktionsarbeit, der es zu verdanken ist, dass das durchgehend zweisprachig (deutsch und englisch) gestaltete Werk als gewichtiger Meilenstein in der internationalen „Commons“-Forschung anzusprechen ist und durchaus auf starke Rezeption hoffen kann.

ANDREAS OBERHOFER, Bruneck

Cities as Multiple Landscapes. Investigating the Sister Cities Innsbruck and New Orleans, hg. von CHRISTINA ANTENHOFER / GÜNTER BISCHOF / ROBERT DUPONT / ULRICH LEITNER (Interdisciplinary Urban Research 21), Campus, Frankfurt/New York 2016. ISBN 978-3-593-50647-0, 529 S.

Angesichts der 20-jährigen Städtepartnerschaft zwischen Innsbruck und New Orleans sowie einer noch längeren Freundschaft zwischen ihren beiden Universitäten lag es nahe, Geschichte und Gegenwart der beiden Städte zum Thema eines eigenen Symposiums zu machen. So reizvoll jedoch ein unmittelbarer Vergleich von verschiedenen Aspekten des städtischen Lebens an Inn und Mississippi gewesen wäre, so schwierig war er aufgrund des unterschiedlichen Wissens- und Forschungsstandes zu bewerkstelligen. Stattdessen versammelt der Tagungsband nicht weniger als 25 Beiträge zu den verschiedensten Themen, die sich entweder auf New Orleans oder auf Innsbruck, nur in wenigen Fällen jedoch vergleichend auf beide Städte beziehen. Sie regen ebenso zu weiteren Forschungen an wie einige weitere Aufsätze, die sich ohne speziellen Bezug auf die beiden Partnerstädte mit stadtrelevanten Fragen ganz allgemein beschäftigen.

Letzteres gilt gleich zu Beginn für die von den Mitherausgebern CHRISTINA ANTENHOFER und ROBERT L. DUPONT verfasste Einführung, in der über den aktuellen Stand der Stadtforschung in Europa und den USA informiert wird. Ebenfalls eher allgemein gehalten sind die Beiträge von GASTONE AVE, PHILIPP K. WEGERER, JÜRGEN HASSE und DIRK RUPNOW sowie der gemeinsam verfasste Aufsatz von DOMINIK UNTERTHINER, ALEXANDER TOPF und STEPHANIE BAUR. Die von Ave diskutierte Bedeutung der Universitäten speziell für kleinere und mittelgroße Städte wird zwar von TILMANN D. MÄRK und THOMAS BAUMGARTNER für Innsbruck aufgegriffen, nicht jedoch für New Orleans. Ob die bezogen auf die Gesamtbevölkerung und im Vergleich zu Graz, Salzburg oder Wien höhere Studentenrate in Innsbruck bereits auf eine ähnlich große Bedeutung der Universität für die Stadt schließen lässt wie in New Orleans, wo die relativ junge University of New Orleans neben den traditionsreichen Privatuniversitäten als eine auch für breite Kreise zugängliche „Stadt-

universität“ im allgemeinen Bewusstsein der Bevölkerung stark verankert ist, wäre eine vergleichende Studie wert. Ein wohl unterschiedlicher Stellenwert kommt in den beiden Städten der von Wegerer thematisierten Rolle des Radfahrens zu, was ebenfalls zu einem durchaus spannenden Vergleich bezüglich Ausmaß, Mobilitätsprioritäten oder infrastruktureller Möglichkeiten Anlass geben könnte. Ähnliches gilt für die von Hasse aufgeworfene Frage, ob und inwiefern die Stadt das Leben, Denken und Fühlen der Bürgerinnen und Bürger in Innsbruck und New Orleans vielleicht auf unterschiedliche Weise beeinflusst. Wenn Unterthiner, Topf und Baur eine derartige Beeinflussung etwa des Sprachverhaltens durch „linguistic landscapes“, also in der Stadt sichtbare Texte, konstatieren zu können glauben, läge es nahe, das an der Universität Innsbruck in Angriff genommene interdisziplinäre Forschungsprojekt zur Vertiefung der Partnerschaft und zum beiderseitigen Erkenntnisgewinn auch an der University of New Orleans zu installieren. Ein noch breiteres, wenn auch für New Orleans weit größeres Forschungsfeld als für Innsbruck wäre die Rolle, die Migration für die Entwicklung der beiden Städte spielte, wie sie von Rupnow für die jüngste Zeit am Beispiel der benachbarten Stadt Hall untersucht wird.

Unter den Themen, die speziell für Innsbruck bearbeitet wurden und zu vergleichenden Studien in New Orleans anregen könnten, stehen ganz zu Beginn des Tagungsbandes die von CHRISTINA ANTENHOFER und ULRICH LEITNER angesprochene Rolle des „Goldenen Dachls“ als „poetischer Ort“ und seine vielfältig wirkende Integrationskraft für die Stadt und das Land Tirol. Ob sich ein ähnliches Wahrzeichen mit vergleichbarer Bedeutung auch für New Orleans ausmachen lässt, wäre eine Frage, die sich auch bezüglich der neuen Skulptur REAGENT stellt, die anlässlich des Symposiums vor der Universität am Innrain aufgestellt wurde und von ULRICH LEITNER näher beleuchtet wird. Ohne Zweifel verschieden präsentiert sich die politische Geschichte der beiden Städte. Die von JULIA HÖRMANN-THURN und TAXIS skizzierte, höfisch-herrschaftlich geprägte Seite spielte zwar in Innsbruck, nicht jedoch in New Orleans eine große Rolle, weshalb die bürgerliche Seite etwa in Bezug auf die Rolle des Fernhandels deutlich mehr Stoff für einen lohnenden Vergleich bieten würde. Die von ARNOLD KLOTZ und WOLFGANG MEIXNER untersuchte Rolle Innsbrucks als dreifache Olympiastadt wirft die Frage nach der Bedeutung des Sports in den beiden Städten ganz allgemein auf. Für Innsbruck wird diesbezüglich von BART LOOTSMA das Projekt „Matchpoint Innsbruck“ vorgestellt, das die Stadt als Sport- und Freizeitzentrum im Auge hat. Dass die Berge in der selbst ernannten „Hauptstadt der Alpen“ dabei buchstäblich nicht zu übersehen sind, liegt auf der Hand und wird im Einzelnen samt ihrer Vermarktung von SIMONE EGGER thematisiert. Inwiefern dem Mississippi eine ähnliche Bedeutung zukommen könnte und wieso dies bis heute nicht der Fall ist, wäre eine vergleichende Studie ebenso wert wie die Frage, ob und in welcher Form es bereits jetzt im Umfeld der „Saints“ als Football Team der Stadt eine Fankultur gibt, die der von JOCHEN BONZ für den „FC Wacker Innsbruck“ beschriebenen vergleichbar wäre.

An die Berge als mögliches Gefahrenpotential für Innsbruck ist zu denken, wenn auf der anderen Seite des Atlantiks auf die Bedrohung von New Orleans durch das Wasser hingewiesen wird. Mit ROBERT L. DUPONT, CRAIG E. COLTEN sowie STEFANO DE MARTINO und GERALD HASELWANTER befassen sich gleich mehrere Autoren mit dieser Thematik als ständiger Herausforderung für die Stadt am Golf, wobei neben dem Dammbau und sonstigen Schutzmaßnahmen gegen Hurrikane und Über-

schwemmungen auch die fortschreitende Landgewinnung in einer von Wasser und Sümpfen umgebenen Stadt angesprochen wird. Wie sehr außerdem der Hurrikan „Katrina“, der die Stadt im Spätsommer 2005 heimsuchte, ihre Bevölkerungsstruktur veränderte und wie die verschiedenen Lebensstile der Einheimischen auf der einen und der eher den mittleren und oberen Schichten zugehörigen Zuwanderer auf der anderen Seite zu Konflikten führen konnten, wird von RENIA EHRENFUCHT analysiert. Während sich daraus nur schwer ein unmittelbarer Vergleich mit Innsbruck anbietet, wäre ein solcher beim überaus breit angelegten und sehr faktenreichen Beitrag von BERNDT OSTENDORF zur kulturellen Entwicklung durchaus möglich und spannend. Er zeigt, von wie vielen Faktoren sie in New Orleans auf welche Weise beeinflusst wurde, so etwa von drei verschiedenen Kolonialmächten, von der Rolle der Stadt als Meeres- und Flusshafen, von ebenfalls drei Revolutionen, von Sklaverei, verschiedenen Ethnien, Religionen und vielem mehr. Zu den verschiedenen Facetten des kulturellen Lebens zählt dabei zweifellos die Musik, die in New Orleans fast allgegenwärtig ist, wobei ihre Vermarktung – so meint zumindest BERNHARD BAUER – im Sinne einer besseren Teilnahme der vielen „Kleinmusikanten“ durchaus ausbaufähig wäre. Die Musikszene spielt sich zwar nicht nur, aber in hohem Maße in der historischen Altstadt, dem French Quarter, ab, dessen Baugeschichte im Detail von RICHARD CAMPANELLA untersucht wird. Wenn – um nur ein Ergebnis herauszugreifen – knapp 80 % aller Häuser aus dem 19. Jahrhundert stammen, würde eine vergleichende Studie zur Innsbrucker Altstadt zweifellos einen ganz anderen Befund ergeben. Im French Quarter ist neben der Musik aber auch die Gruppe der Homosexuellen verstärkt anzutreffen, deren Behandlung durch die Stadtregierung, speziell in den fünfziger Jahren, von ALECIA P. LONG einer näheren Analyse unterzogen wird.

Mit zwei ganz anderen Randgruppen setzen sich schließlich FLAVIA GUERRINI und MARIA HEIDEGGER auseinander. Beide haben weniger die Verhältnisse in Innsbruck selbst im Auge, sondern im einen Fall vor allem das Mädchenheim St. Martin in Schwaz als eines der Jugend- und Erziehungsheime, die in der Nachkriegszeit in Tirol errichtet wurden. Im anderen Fall ist Heidegger als Einzige der im Tagungsband versammelten Autorinnen und Autoren um einen unmittelbaren Vergleich der psychiatrischen Anstalten im Tirol des 19. Jahrhunderts und in Jackson, Louisiana bemüht. Ihr Beitrag könnte als Vorbild für weitere, insbesondere vergleichende Forschungen zu den Städten Innsbruck und New Orleans dienen, für die im vorliegenden Band bereits wichtige Vorarbeiten geleistet wurden.

FRANZ MATHIS, Innsbruck

Wanderungen. Migration in Vorarlberg, Liechtenstein und in der Ostschweiz zwischen 1700 und 2000, hg. von PETER MELICHAR / ANDREAS RUDIGIER / GERHARD WANNER (vorarlberg museum Schriften 21, Schriftenreihe des Arbeitskreises für interregionale Geschichte des mittleren Alpenraumes 3), Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2016. ISBN 978-3-205-20412-1, 296 S. mit zahlr. Abb.

Das Thema Migration ist, nicht zuletzt anlässlich der anschwellenden Flüchtlingsströme aus dem Nahen Osten und aus Afrika nach Europa, in jüngster Zeit verstärkt in den wissenschaftlichen Fokus gerückt. Auch die Geschichtswissenschaft widmet dem Thema seit rund zehn Jahren verstärkt Aufmerksamkeit und beleuchtet

das Phänomen aus verschiedenen theoretischen Perspektiven. Gerade ein so komplexer Gegenstand wie Migration bedarf einer interdisziplinären Behandlung, denn diese eröffnet unterschiedliche Zugänge und Fragestellungen, die mit differenzierten Methoden bearbeitet werden.

Ein Beispiel für diesen interdisziplinären Zugang ist der vorliegende Band, der auf die im Jahr 2013 im *vorarlberg museum* in Bregenz durchgeführte Tagung mit dem Titel „Einwanderung und Integration im mittleren Alpenraum im 19. und 20. Jahrhundert“ zurückgeht. Die Beiträge der damaligen Referenten liegen hier gesammelt vor und werden durch weitere Artikel ergänzt, die einerseits die demographischen Grundlagen darlegen, andererseits während der Tagung nicht berücksichtigte Aspekte wie etwa Gegenwartsmigration behandeln.

Der Tagungsband umfasst nun, neben der Einleitung, 15 Artikel, die chronologisch vom 18. bis zum 21. Jahrhundert reichen und methodisch und thematisch ein breites Spektrum abdecken. So beschäftigt sich ANDREAS WEIGEL in seinem Artikel mit den „Faktoren der demographischen Transition in Vorarlberg“ (S. 23) und identifiziert Industrialisierung und Weltkriege als maßgeblich für demographische Veränderungen. Dieser Beitrag dient als Basis für einen großen Teil der folgenden Texte, die sich überwiegend mit Einzelaspekten von Migration auseinandersetzen.

DIETER PETRAS befasste sich in seiner Dissertation mit der Auswanderung aus dem Walgau zwischen 1700 und 1914. In seinem Beitrag präsentiert er jene Daten, die sich auf den Zeitraum zwischen 1700 und 1814 beziehen. In akribischer Quellenarbeit erhob er für jede Walgaugemeinde nicht nur die Zahlen der auswandernden Personen, sondern auch Informationen über das Ziel der Migration. Push-Pull-Faktoren, wie schwierige Lebensbedingungen oder Familiennachzug, werden allerdings nur am Rande thematisiert. Zudem fällt die Einordnung und Bewertung der Daten schwer: Mangels Vergleichszahlen aus anderen Talschaften oder Regionen Vorarlbergs ist unklar, ob nun verhältnismäßig viele oder wenige Menschen aus dem Walgau ihr Glück in der Fremde suchten.

KLAUS BIEDERMANN beleuchtet in seinem Artikel das Schicksal einzelner Personen, die den liechtensteinischen Unterschichten zuzurechnen sind. Im Fokus steht das Beziehungsgeflecht der Familien Kirschbaumer, Oberhuber und Haas, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts versuchten, unter schwierigen materiellen Umständen ihr Leben zu fristen. Männliche Familienmitglieder verdienten ihren Lebensunterhalt als wandernde Handwerker, und aufgrund mangelnder finanzieller Absicherung lebten sie mit ihren Partnerinnen häufig im Konkubinatsverhältnis. Durch diesen von den Obrigkeiten misstrauisch beobachteten Lebenswandel und kleinere kriminelle Delikte kamen einzelne Familienmitglieder immer wieder in Kontakt mit Behörden, wodurch sich große Teile ihres Lebenswegs rekonstruieren lassen. Ein Fazit bleibt allerdings auch bei diesem Beitrag aus. Deshalb lassen sich auch hier über Einzelfälle hinaus kaum allgemeine Schlüsse ziehen.

Auf das Fehlen bürgerlicher Migrationsgeschichten macht NIKOLAUS HAGEN in seinem differenzierten Beitrag über die Familiengeschichte des Feldkircher Ehepaars Gottfried und Anna Riccabona aufmerksam, deren Wanderung durch die Habsburgermonarchie Hagen exemplarisch untersucht. Bei der Familie Riccabona handelt es sich um eine weitverzweigte, ursprünglich aus dem Trentino stammende Beamtenfamilie, deren Mitglieder in vielen Teilen der Habsburgermonarchie ihren Dienst verrichteten. Regelmäßige Versetzungen standen auf der Tagesordnung. Die Vorfah-

ren Annas, die jüdischen Perlhefters, hatten ihre Wurzeln hingegen in Böhmen, wo sie als Hausierer tätig waren, dann aber den sozialen Aufstieg schafften: Der zum Katholizismus konvertierte Eduard Perlhefter beschloss sein Leben als angesehenere und wohlhabender Handelsmann 1906 in Feldkirch.

HANS JAKOB REICH und GERHARD WANNER beschäftigen sich in ihren Beiträgen mit Wanderungen von Saisonarbeitern im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Während sich Reich primär mit Arbeitern aus dem Trentino auseinandersetzt, beschreibt Wanner darüber hinaus auch das Schicksal von Tschechen, Kroaten, Slowaken und Polen aus Galizien. Diese ersetzten um 1900 teilweise die italienischsprachigen Arbeiter, die an Selbstbewusstsein gewonnen hatten und nicht mehr für Billigtlöhne arbeiten wollten. Zudem thematisiert er den politischen Umgang mit nicht-sesshaften Personengruppen wie den Karrnern, „Zigeunern“, Handwerksburschen und „Vagabunden“.

Zwei verschiedene Arten von Einbürgerungspolitik untersuchen HANNA ZWEIG und NICOLE SCHWALBACH in ihren Artikeln: Zweig befasst sich mit jüdischer Migration bzw. Flucht nach St. Gallen im 19. und 20. Jahrhundert und beschreibt unterschiedliche Einflussfaktoren wie Stadt- bzw. Kantonspolitik und die Haltung der ansässigen jüdischen Gemeinde. Schwalbach thematisiert in ihrem Text die Einbürgerungspolitik Liechtensteins, das aus finanziellen Erwägungen bis 1955 eine – unvollständige – Staatsbürgerschaft an finanzstarke Interessent/innen verkaufte. Daran anknüpfend untersucht MARTINA SOCHIN D'ELIA die Migrationsbewegungen in Liechtenstein im 19. und 20. Jahrhundert. Dabei zeigt sich, dass der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung stetig zunahm und 1995 mit 39,1 Prozent einen Höchststand erreichte. Die Einwanderungsquote lag 2012 bei 18,3 Personen pro Tausend und ist damit wesentlich höher als etwa in Österreich (10,9). Der größte Teil dieser Zuwanderer stammt aus der Schweiz und aus EU-Staaten, so dass Integration kein großes Thema in Liechtenstein ist.

Mit einem bisher unbekanntem Kapitel der Migrationsgeschichte Vorarlbergs setzt sich WERNER BUNDSCHUH in einem essayistischen Beitrag auseinander: Am Beispiel von Fikret Yurter zeigt er das Schicksal der auf der Krim lebenden und von Stalin verfolgten Krim-Tataren auf. Zahlreiche Mitglieder dieser Bevölkerungsgruppe waren während des Zweiten Weltkriegs als Zwangsarbeiter im „Dritten Reich“ tätig – und so kamen auch Mitglieder der Familie Yurter nach Alberschwende. Fikret Yurter wurde im Rahmen von wissenschaftlichen Recherchen zu Zwangsarbeitern ausgeforscht. Er lebt heute in den USA. Die ihm zustehende Entschädigung aus dem Zwangsarbeiterfonds widmete er der Volksschule Alberschwende. Dort hatte er, wie er bei einem Besuch in Vorarlberg berichtete, seine erste Schulbildung erfahren, die die Grundlage für seine spätere berufliche Laufbahn als Ingenieur legte.

ELMAR HASOVIĆ und PETAR DRAGIŠIĆ befassen sich in ihren Texten mit der Zuwanderung aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Vorarlberg seit den 1960er-Jahren. Hasović analysiert die nationale Zersplitterung der bosnischen Vereinslandschaft in Vorarlberg entlang der Linien Bosniaken, Kroaten, Serben und beschreibt den erodierenden Einfluss des Balkan-Kriegs auf die jugoslawische, dann bosnische Fußballvereinsliga. Heute existiert kein bosnischer Fußballverein mehr in Vorarlberg. Bosniaken in Vorarlberg organisieren sich in drei religiös ausgerichteten Vereinigungen sowie in einem folkloristischen Trachtenverein. Den Vereinsgründungen der 1970er-Jahre voraus ging eine umfangreiche Arbeitsmigration aus dem ehema-

ligen Jugoslawien. Mit deren Voraussetzungen, Umsetzung und der Integration der Migrant/innen befasst sich Petar Dragišić in seinem Text. Die Aussagekraft der vorgestellten Zahlen zur Integration aus dem Projekt „The Integration of the European Second Generation“ (TIES) wäre allerdings größer, wenn dazu Vergleichszahlen anderer Bevölkerungsgruppen präsentiert worden wären.

Die Einwanderung aus der Türkei ist das Thema von HÜSEYİN İ. ÇIÇEK und OLIVER HEINZLE. Çiçek baut auf der individuellen Erfahrung von zwei türkischen Migranten auf, problematisiert Migration als Kategorie und beschreibt die rechtlichen, ökonomischen und mentalen Bedingungen, die der Auswanderung aus der Türkei zugrunde lagen. Insbesondere macht er auf die Haltung der türkischen Regierung aufmerksam, die besonderen Wert auf die Aufrechterhaltung ihres Einflusses auch auf die außerhalb des türkischen Staatsgebiets lebenden Mitbürger/innen legt. Heinzle analysiert im Anschluss in differenzierter und reflektierter Weise die Alltagserfahrungen türkischer Migrant/innen in Lustenau. Basis seiner Darstellung sind Interviews, die 2011 anlässlich der Ausstellung „Migrationen in der Geschichte Lustenaus“ geführt wurden. Anhand verschiedener Aspekte, wie etwa Push-Pull-Faktoren und Wohnsituation, untersucht Heinzle – mit der notwendigen Quellenkritik – die persönlichen Erfahrungen der interviewten Personen.

Den thematischen und chronologischen Abschluss des Bandes bildet der Artikel von AUGUST GÄCHTER. In einem quantitativen Zugang legt der Autor die Einwanderungszahlen nach Vorarlberg nach 1985 dar und untersucht sie in Hinblick auf Zuzug im erwerbsfähigen Alter, Staatsangehörigkeit, Bildung und weitere Faktoren. In einigen Punkten, wie etwa Mitbestimmung und Bildungsverwertung, werden die strukturellen Diskriminierungen deutlich, denen sich Migrant/innen ausgesetzt sehen. Grundlage der Darstellung sind Daten der Statistik Austria sowie auf diesen Angaben beruhende eigene Berechnungen des Autors. Im Abschluss formuliert Gächter ein politisches Programm, das auf die Schaffung verbesserter Integrationsmöglichkeiten abzielt.

Die einzelnen im vorliegenden Band gesammelten Artikel weisen in qualitativer Hinsicht ein breites Spektrum auf: Wie bereits oben angedeutet, bleibt bei zahlreichen Fragestellungen eine Kontextualisierung aus. Ein Fazit steht nur in wenigen Fällen am Ende, was den Aussagewert der Texte schmälert. Auch in der Terminologie wäre vielfach mehr Achtsamkeit wünschenswert gewesen. Die unreflektierte Verwendung des Begriffes „Zigeuner“ (S. 142) als Fremdbezeichnung ist ebenso problematisch wie die Übernahme von diffamierenden Benennungen wie „Fechtbrüder“ (S. 144). In anderen Fällen ist wiederum unklar, wer mit bestimmten Bezeichnungen gemeint sein soll: 1856 waren angeblich deutsche Arbeitskräfte beim Bau der Hauensteinlinie beschäftigt (S. 119). Allerdings gab es 1856 keine „Deutschen“, da die Gründung des deutschen Kaiserreichs erst 1871 erfolgte. Ein ähnliches Problem ergibt sich bei den „Italienern“, die 1857 in Vorarlberg beschäftigt waren (S. 115). Tatsächlich handelte es sich um Lombarden und daher um habsburgische Untertanen. Schließlich ist noch zu erwähnen, dass die Einleitung von einer sorgfältigeren Redaktion profitiert hätte.

Positiv hervorzuheben sind die Bebilderung sowie die große Zahl an Tabellen und Diagrammen, die die quantitativen Dimensionen der Migrationen veranschaulichen. Neben dem Inhaltsverzeichnis erschließen im Anhang abgedruckte Personen- und Ortsregister die Texte.

Die 15 Beiträge geben, so kann zusammenfassend festgehalten werden, einen perspektivenreichen Überblick über Migration im mittleren Alpenraum bis in die neueste Zeit und verdeutlichen, dass die Wanderungsbewegungen der letzten Jahre kein Einzelfall in der Geschichte dieser Region sind. Trotz einzelner Mängel stellt der Band gerade wegen der methodischen und thematischen Breite einen guten Einstieg dar, um sich dem Thema Migration aus einem historischen Blickwinkel zu nähern.

KARIN SCHNEIDER, Wien

einheimisch – zweiheimisch – mehrheimisch. Geschichte(n) der neuen Migration in Südtirol, hg. von EVA PFANZELTER / DIRK RUPNOW, Edition Raetia, Bozen. ISBN 978-7283-595-1, 335 S. mit 46 Abb.

Migrationsforschung boomt – neben Erziehungswissenschaftler*innen und Politolog*innen publizieren mittlerweile vermehrt auch Historiker*innen dazu. In der öffentlichen, medialen Wahrnehmung ist Migration allgegenwärtig – täglich wird über Fluchtmigration nach Europa berichtet. Südtirol wird dabei vor allem aufgrund seiner Grenze am Brenner zu Österreich wahrgenommen. Die Diskussion von vor allem Politiker*innen über Grenzzäune bzw. -kontrollen wird durchaus polemisch geführt. Somit kommt eine populärwissenschaftliche Veröffentlichung, die der Diskussion historische Tiefenschärfe verleiht und sich auf wissenschaftlich recherchierte Ergebnisse stützt, gerade recht.

Zunächst fällt die Cover-Gestaltung auf: Das Foto zeigt *weiße* und nicht-*weiße* Jugendliche, die lachend in traditionellen Gewändern (vermeintlich „südtirolisch“ und „afrikanisch“) hüpfen. EVA PFANZELTER und DIRK RUPNOW erläutern in einem kurzen Absatz die Hintergründe: Das Foto sei 2015 in einem Fotoworkshop in Meran entstanden. Schüler*innen und Geflüchtete wollten herausfinden, „wie man sich in den Kleidern des jeweils anderen fühlt“ (S. 9). So habe eine Südtiroler Schülerin ein afrikanisches Kleid angezogen und ein westafrikanischer Flüchtling eine Südtiroler Tracht. Pfanzelter und Rupnow argumentieren, dieser „unbekümmerte“ Umgang der Jugendlichen mit (Flucht-)Migration habe sie zur Auswahl des Covers bewegt. Leser*innen könnten sich freilich fragen, wie viele Jugendliche in Südtirol selbst eine Tracht besitzen, dasselbe gilt für die geflüchteten Jugendlichen – handelt es sich hier nicht letztlich um ein Klischee? Auch das durch den Kleidertausch erhoffte Hineinversetzen in die/den jeweils *Anderer*in* bleibt, wenn überhaupt, ein sehr oberflächliches – die persönliche Geschichte des Gegenübers wird dadurch wohl nicht erkannt oder verstanden. Es wurde leider versäumt, diese Fragen in einem Beitrag zu den Hintergründen und Ergebnissen des Schulprojektes zu klären. Zweitens fällt der Titel „einheimisch – zweiheimisch – mehrheimisch“ auf, der leider nicht weiter erläutert wird.

Der Sammelband von Pfanzelter und Rupnow versammelt Artikel von 13 Autor*innen, die im Projekt „(Arbeits)Migration in Südtirol seit dem Zweiten Autonomiestatut“ (Institut für Zeitgeschichte, Universität Innsbruck, und Fakultät für Bildungswissenschaften, Freie Universität Bozen) involviert waren. Positiv fällt die große Themenvielfalt auf, die dem Generalthema gerecht wird. Sie reicht von quantitativen Überblicken über die Migrationsbewegungen nach Südtirol im 21. Jahrhundert und Vergleichen mit jenen in Vorarlberg und Tirol bis hin zu lokalhistorischen Analysen von Franzensfeste/Forтеzza und Brenner/Brennero. Pfanzelter und Rupnow wollen

„die mittlerweile alltägliche Vielfalt der Südtiroler Gesellschaft“ (S. 10) abbilden und den oft nicht gehörten Erfahrungen von Migrant*innen Platz bieten. Zwischen den Aufsätzen finden sich so Kurzbiografien von Migrant*innen und historische Abrisse von Vereinen von und für Migrant*innen. Das Buch ist anschaulich gestaltet – die Interviewten wurden fotografiert, es finden sich zudem Fotos von Aktivitäten der porträtierten Vereine. Auch in den wissenschaftlichen Aufsätzen wurde versucht, mithilfe von bunten Tabellen und Grafiken die Lesbarkeit zu erleichtern. Die meisten Autor*innen bemühten sich um eine populärwissenschaftliche Sprache. Es soll, so hat es den Anschein, neben dem Fachpublikum auch ein breiterer Kreis Interessierter angesprochen werden.

DIRK RUPNOW (S. 25 ff.) schreibt in seinem Beitrag über die bisherige Unsichtbarkeit von Migrationsgeschichten, denen auch die Grundlagen für historisches Wissen fehlten. „Eine plurale Gesellschaft“, so Rupnow (S. 26), erfordere „aber eine vielstimmige und multiperspektivische Geschichte, um sich über sich selbst, ihre Entwicklung in der Vergangenheit, aber auch ihre Zukunft verständigen zu können.“ Alle Autor*innen standen vor dem Problem, dass sich in traditionellen Archiven zu Aktivitäten von und für Migrant*innen wenig bis keine Quellen finden lassen. So mussten die Autor*innen selbst Quellen generieren, die sie über diese Publikation hinaus nutzbar machen wollen: Auf <http://zeitgeschichte-suedtirolmigration.uibk.ac.at> (S. 14), dem ersten (Online-)Archiv der Migration in Südtirol, sollen die für das Projekt geführten Interviews mit Migrant*innen und Vertreter*innen von Vereinen von oder für Migrant*innen zugänglich sein.

RAINER GIRARDI und EVA PFANZELTER (S. 43 ff.) geben in ihrem Aufsatz einen quantitativen historischen Überblick über die Migrationsbewegungen im 21. Jahrhundert in Südtirol. Sie widerlegen hier auch medial vermittelte Unwahrheiten, etwa dass Migrant*innen über ein niedrigeres Ausbildungsniveau verfügten als sogenannte historisch Ansässige (S. 53). Daran anschließend skizzieren SARAH OBERBICHLER und FRANZISKA NIEDRIST (S. 71 ff.) die Flüchtlingspolitik in Südtirol seit 1990. Mit Anträgen und Beschlüssen des Südtiroler Landtages belegen die Autorinnen ihre durchaus direkte Kritik an der Politik des Wegschauens und dem späten Reagieren der Landesregierung. Die SVP wollte noch Anfang der 1990er-Jahre das Land vor „Überfremdung“ bewahren (S. 72) und hatte kein Interesse, Strukturen für eine langfristige Aufnahme der Migrant*innen zu schaffen. Es sei, so die Autorinnen, erst in den 2000er-Jahren zu konkreten politischen Maßnahmen zum Schutz von Geflüchteten wie Transitmigrant*innen gekommen. Etwas normativ schreiben sie, „ernstgemeinte Gastfreundschaft oder Hilfsbereitschaft, bei der das tragische Schicksal von Menschen und nicht eigene Interessen im Vordergrund standen“ (S. 79), hätten sich nur selten gezeigt. SARAH OBERBICHLER (S. 163 ff.) und EVA PFANZELTER (S. 183 ff.) analysieren in ihren Artikeln Diskurse, die über Migration in den zwei größten Tageszeitungen (*Alto Adige* und *Dolomiten*) und ausgewählten Facebook-Gruppen geführt wurden. Oberbichler arbeitet unterschiedliche Bilder heraus, die in den deutschen und den italienischen Medien unterschiedlich ausfallen. Sie zeigt, welche Auswirkungen der sprachlich geteilte Medienkonsum in Südtirol auf die Wahrnehmung und Beurteilung von Migrant*innen hat – etwa am Beispiel des Diskurses über Integration (S. 168). Auch im Artikel von Pfanzelter geht es um getrennte und trennende Wahrnehmungen: Facebook-User*innen bewegen sich laut ihrer Analyse vor allem in ihren eigenen Meinungsblasen. Ein echter Austausch zwischen

Kritiker*innen und Befürworter*innen von Migration bzw. Migrationspolitik findet dort nicht statt.

Ein Vergleich zwischen Südtirol, Nordtirol und Vorarlberg findet sich bei GERHARD HETFLEISCH (S. 117 ff.) und NELE GFADER (S. 137 ff.). Beide geben einen Überblick über die „Gastarbeitsmigration“ von etwa 1960 bis 1980. Beide zeigen, vielleicht vor allem aufgrund der zeitlichen Entfernung zur jüngeren Migrationsgeschichte nach Südtirol, markante Unterschiede auf.

Zwei Aufsätze beschreiben die Situation von Vereinen von bzw. für Migrant*innen: KURT GRITSCH (S. 211 ff.) gibt einen Überblick über die in Südtirol existierenden Vereine bzw. Organisationen. Er veröffentlichte 2016 „Vom Kommen und Gehen. Migration in Südtirol“ (Bozen, Edition Raetia), ein Buch über die Migration nach Südtirol, das sich vor allem an ein nicht-wissenschaftliches Publikum wendet und etwa gänzlich auf Fußnoten verzichtet. Spannend ist dabei, dass auch die Wissenschaftler*innen selbst in Interviews oder mit kurzen Statements zu ihren Forschungsergebnissen Stellung beziehen, eine Herangehensweise, die im hier vorgestellten Sammelband leider unterblieb. JULIA TAPPER (S. 233 f.) beschäftigt sich mit Migrantinnenorganisationen, darunter ausführlicher mit dem Verein „Donne Nissà Frauen“ in Bozen. Sie verfasste auch das Kurzporträt dieses ältesten noch aktiven Migrant*innenvereins (S. 305 ff.) und zeigt darin, welche Beweggründe die Frauen zur Gründung des Vereins führten – Südtirolerinnen besuchten Anfang der 1990er-Jahre neu in eine Fertighaus­siedlung eingezogene, vorwiegend aus Marokko kommende Frauen – und wie sich die Aufgaben- und Tätigkeitsbereiche des Vereins seitdem geändert haben.

Spezifischer sind die Aufsätze von SUSANNE RIEPER, HANNS KARL PETERLINI, FERNANDO BIAGUE und ANNEMARIE AUGSCHÖLL BLASBICHLER. Rieper (S. 97 ff.) geht in ihrem Artikel auf vor allem illegalisierte Migration von Tunesier*innen ein. Sie stützt ihre Argumentation auf Interviews, die sie selbst mit Tunesier*innen geführt hat. Riepers Beitrag ist der einzige, der sich auf eine national definierte Gruppe von Migrant*innen beschränkt. Sie bezieht, was positiv betont werden soll, auch wirtschaftliche Fragen und rechtliche Rahmenbedingungen in ihre Analyse mit ein. Peterlini (S. 283 ff.) umreißt die Migrationsbewegungen nach Franzensfeste/Forzezza und Brenner/Brennero seit etwa 1800. Er führt in einer auffallend literarischen Sprache aus, mit welchen Herausforderungen diese beiden „Grenzorte“ aufgrund von (Transit-) Migration konfrontiert waren und wie die Gemeinden mit Identitätskonstruktionen umgehen. Biague (S. 257 f.) schreibt über die Professionalisierung von interkulturellen Mediator*innen. Für diese wurden seit Anfang der 2000er-Jahre Ausbildungsmöglichkeiten geschaffen; seitdem wird ihre Arbeit verstärkt von öffentlichen Einrichtungen wie Schulen, Krankenhäusern oder der Polizei herangezogen. Augschöll Blasbichler (S. 311 ff.) widmet sich dem wichtigen Bereich der Bildung. Sie veröffentlicht Ergebnisse einer Studie, in der die Alphabetisierung in der Zeit des Faschismus mit der Alphabetisierung von Migrant*innen vor etwa 10 Jahren verglichen wird.

Insgesamt handelt es sich hier um ein längst überfälliges Buch, das sich in leicht lesbarer und anschaulicher Form der aktuellen Situation von Migrant*innen in Südtirol widmet. Empfohlen werden kann es nicht nur generell Interessierten, die wissenschaftlich fundierte Informationen zu verschiedenen Themenbereichen suchen – Informationen, die in der Migrationsgesellschaft Südtirols von Bedeutung sind –, sondern auch Lehrer*innen, die den Sammelband für den Unterricht nutzen könnten.

VERENA SAUERMAN, Innsbruck

Wild und schön. Der Krampus im Salzburger Land, hg. von MATTHÄUS REST / GERTRAUD SEISER, LIT Verlag, Wien 2016. ISBN 978-3-643-50768-6, 320 S. mit zahlr. Farbbabb.

Die Faszination, die der ambivalente Charakter des Krampus auslöst, klingt bereits im Buchtitel „Wild und schön“ an. Seit der Jahrtausendwende ist eine Konjunktur der Krampusbräuche bemerkbar, die Zahl der Neugründungen von Krampuspassen steigt ebenso wie jene diverser Veranstaltungen. Welche gesellschaftlichen Bedürfnisse, Fragen und Befürchtungen werden mit den furchterregenden Masken und Performances ausverhandelt? Mit welchen Deutungen, Wertevorstellungen und Normen wird der Krampus aufgeladen?

Der vorliegende Sammelband präsentiert Ergebnisse aus einem fünfjährigen Forschungsprojekt, in welchem Kultur- und SozialanthropologInnen vom Institut der Universität Wien zwei Forschungsaufenthalte (2011, 2013) im Salzburger Land durchführten. Sie legten die Feldforschung als teilnehmende Beobachtung an, führten Interviews, begleiteten Krampusgruppen und schlüpfen in unterschiedliche Rollen: in jene der Zuschauer, in jene der HelferInnen bei Veranstaltungen, sogar in jene der Krampusse selbst. Sie befragten vor allem „aktive Krampusse“, Personen in deren familiärem und freundschaftlichem Umfeld, aber auch OrtsbewohnerInnen aller Altersstufen zu ihren Deutungen und Sichtweisen dieser vielschichtigen Symbolfigur. Durch die bewusste Einbettung zahlreicher Zitate und Feldforschungsnotizen sollen die Akteure dieser facettenreichen kulturellen Praxis in den Beiträgen selbst zu Wort kommen. Das Buch ist großzügig bebildert mit dokumentarischen Aufnahmen der EthnographInnen, welche die Feldforschungssituation sehr gut transportieren.

Nach einem historischen Überblick zu Krampus, Percht, „Tuifl“ und Klaubauf betrachten die ersten Beiträge kritisch die Maske des Forschers: „Wir können nur durch uns hindurch forschen, wir können uns nicht entleiben“ (S. 43). So beschreibt GERTRAUD SEISER die Beeinflussung der Forschung durch die Persönlichkeit des Forschenden und die Unmöglichkeit von Objektivität. MONA RÖHM schildert mitreißend ihre autoethnographischen Erfahrungen zur Rolle der Frau als Forscherin in einem gleichaltrigen, männlich dominierten Umfeld. Sie reflektiert ihre eigene „Performance“ als Krampus, was die Maske dabei „mit ihr machte“ und welche Grenzüberschreitungen diese ermöglicht. MATTHÄUS REST und GERTRAUD SEISER geben einen Überblick über die Vielzahl an Veranstaltungsformaten, vom Krampuslauf über Hausbesuche zum Krampuskränzchen, deren Räume und jeweilige Regulierungen. Sie charakterisieren Typen von Krampusmasken und thematisieren die heftig geführten Diskussionen um Tradition, Brauch und „Echtheit“, die etwa durch die Gestaltung der Masken entzündet werden können. Konkret schildert MATTHÄUS REST als Mitglied einer Dorfgasteiner Krampuspass das „Rempeln“ beim Aufeinandertreffen zweier Gruppen. Rollenverteilungen innerhalb der Gruppe, persönliche Gewinn- oder Ausweichstrategien, Grenzen der Anonymität, Regeln und Regelverstöße erläutert er anschaulich aus der „Innensicht“. Der öffentliche Charakter dieser Schaukämpfe scheint zentral – weshalb GasteinerInnen (und wohl auch andere) die spezifische Geräuschkulisse deuten können und dieser „soundscape“ folgen, um das Rempeln, zugleich ganz Kampf und ganz Spiel, zu verfolgen. ALENA BRUNNER, DANIEL DICK und MALINA GRUBHOFER begleiteten drei Salzburger Passen in Gnigl, Grödig und Anif und fokussieren auf Themen, welchen in den Gruppen hoher Wert

beigemessen wird: Beziehungsnetzwerke innerhalb der Gruppe, Vergemeinschaftung und Maskenreglements. Der Krampusbrauch wird als Ausdruck regionaler Identität und Tradition sowie als Ausgleich zum globalisierten, virtuell dominierten Alltag bezeichnet, dem man für gewisse Zeit entfliehen könne – auf unterschiedlichen Ebenen, in der als „wirklich“ empfundenen Krampusgemeinschaft und zugleich realitätsfernen Welt als Krampus, in der Grenzüberschreitungen der alltäglichen Strukturen und Normen möglich sind. Zugleich jedoch nutzen sie selbstverständlich veränderte technische Möglichkeiten in den Krampusveranstaltungen. In der Kommunikation innerhalb der Gruppe sowie nach außen sind virtuelle Medien aus dem zeitgenössischen Krampusbräuchen nicht wegzudenken.

MATTHÄUS REST und MARTIN SARTORI setzen sich differenziert damit auseinander, wie der Krampusbrauch zur Abgrenzung und Konstruktion vom „Eigenen“ und „Fremden“ und zur Äußerung islamfeindlicher Einstellungen genützt wird. In der befürchteten Bedrohung des „abendländischen Krampus“ komme eine diffuse Angst vor Migration, Arbeitslosigkeit und Feminismus zum Ausdruck. Vielmehr jedoch stecke dahinter – unabhängig von kulturellen Hintergründen – eine Krise der männlichen Rollenbilder. LISA KOLB und NELE MEIER analysieren den Krampuslauf als männliches Initiationsritual anhand der „Rites de Passage“ (Arnold van Gennep) unter Berücksichtigung der sozialen Interaktionen. ILONA GRABMAIER und KATHRIN SCHEIBER hinterfragen den Krampuslauf als „Männersache“ und gehen den Rollenzuschreibungen von Frauen und Männern nach – gesellschaftlich vorgegebenen Normvorstellungen zur Dominanz vom „starken Geschlecht“, die bereits Kinder im Volksschulalter verinnerlicht haben. ALEXANDRA MEYER untersucht die Krampusgemeinschaft als Basis für die Konstruktion männlicher Freundschaften. Unter den Anifer Krampussen wird die Krampuszeit – wie andernorts die Fasnacht – als „Fünfte Jahreszeit“ bezeichnet, welche die jungen Männer dieser Gemeinschaft teils Tag und Nacht gemeinsam verbringen und sich dafür exklusive Räume schaffen. Den Wahrnehmungen von Krampus und Nikolo im Laufe der Kindheit geht TABITHA SCHNÖLLER anhand von Zeichnungen und Befragungen von Kindern im Kindergarten- und Volksschulalter nach. Die visuellen Vorstellungen vom Krampus ähneln sich, dem Krampus als Begleiter und „Beschützer“ des Nikolaus werden jedoch Funktionen von furchteinflößend und strafend bis hin zu glücks- und fruchtbarkeitsbringend zugeschrieben. Sicherheit der Zuschauer und der „Kramperl“ spielen in KARIN HESCHLS Beobachtungen zum „Nachlaufen“ und Reizen der Krampusse eine große Rolle. Das ritualisierte Verhalten zwischen Anziehung und Rückzug sei reizvolles Spiel und Mutprobe, mit der sich Kinder und Jugendliche beweisen können. ELKE MADER geht den Bildern des Krampus in Gestaltung der Masken und der „Performance“ nach, die sie als transkulturelle Verflechtung von unterschiedlichen historischen wie zeitgenössischen (Vor-)Bildern von „Monströsem“ in der Populärkultur begreift. MATTHÄUS REST schließt mit einem Ausblick nach Los Angeles und den dortigen, vielzähligen Interpretationen des Krampus.

In diesem Band wird deutlich, dass in der ambivalenten Figur des Krampus vielschichtige gesellschaftliche Widersprüche Ausdruck finden und diese vielfältige Funktionen erfüllt. Die Deutungen der Agierenden stehen in allen Beiträgen als Forschungsgrundlage im Mittelpunkt. Bei der Lektüre beeindruckt die umsichtige, respektvolle und reflektierte Herangehensweise aller ForscherInnen.

ANNA HORNER, Innsbruck